

Stuhl D.

Das Merkwürdigste
An,
Bey
und
dem
Chor

Berlin
1925



Verlag
Deutscher Wille

50 Zeichnungen von George Friedrich Steiner
Erläutert von Reinhold Heuer

WYDZIAŁ KULTURY I SZTUKI
URZĘDU WOJEWÓDZKIEGO
POMORSKIEGO

Sonderausgabe
des Kopernikus-Vereins
für Wissenschaft und Kunst
in Thorn
für seine Mitglieder
und Freunde.

264098



15.240/57.



icht lange vor dem Weltkriege wurde der Thorner Koppernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst, der sich seit mehr als siebenzig Jahren mit der Erforschung nicht nur des Lebens und Werkes dieses berühmtesten Sohnes unsrer Stadt, Nicolaus Copernicus, sondern auch mit der Geschichte Thorn's im weitern Sinne beschäftigt, auf ein Album mit Thorner Ansichten aus dem 18. Jahrhundert aufmerksam gemacht, das sich in Frankfurt a. M. befindet. Der Verein bat die Besitzerin des Bandes, Frau Justizrät Häberlin, um dessen Zusendung zwecks Prüfung seines Inhalts. Es stellte sich sogleich heraus, daß die Zeichnungen für die Geschichte Thorn's von außerordentlichem Werte sind, geben sie doch in seltener Vollständigkeit und Anschaulichkeit ein treues Bild des Stadtganzen, der wichtigsten öffentlichen und privaten Gebäude, von denen mehrere mittlerweile abgerissen oder fast bis zur Unkenntlichkeit verändert worden sind, und der näheren und weiteren Umgebung. Frau Häberlin gestattete dem Verein, sämtliche Blätter zu photographieren und sie, soweit er es für wünschenswert hielt, herauszugeben. — Im Jahre 1919 ging das Album in den Besitz der Stadt Thorn über und kam somit dahin zurück, von wo aus es einst ein Vorfahr der Frau Häberlin, der Thorner Samuel Thomas v. Sömmering* mit sich in seine neue Heimat genommen hatte.

Das Album, in braunes Lederquerfolio gebunden, enthält 125 Blätter, die der Zeichner zuerst mit Bleistift angelegt und dann mit der Ziehfeder in Tusche nachgezogen hat; die Schatten sind mit dem Pinsel getuscht. Eine fast zwanzig-

* Berühmter Anatom und Naturforscher, Konstrukteur des ersten — freilich in der Praxis nicht brauchbaren — elektrischen Telegraphen, Freund Goethes, mit dem er in eifrigem Briefwechsel stand; geboren in Thorn am 28. Januar 1755, gestorben in Frankfurt a. M. am 2. März 1830, „kaum elende fünfundsiebzig Jahre alt“, wie Goethe bei der Nachricht seines Todes schalt.

jährige, sorgfältige, liebevolle Arbeit — die früheste datierte Zeichnung stammt aus dem Jahre 1727, die letzte von 1745 — steckt in diesen Blättern; alle Gebäude hat der Zeichner selbst abgemessen (auch den Stadtplan) und unmittelbar nach der Natur in Grund- und Aufrissen aufgenommen. Nur an einigen wenigen Stellen ist die Bleistiftvorzeichnung nicht schwarz nachgezogen, es fehlt also noch die letzte Hand. Das zeigt sich auch im Fehlen eines wichtigen Gebäudes, das in einer Sammlung Thorner Ansichten nicht fehlen darf: der Johannis-Kirche, die nach einer Bemerkung im Inhaltsverzeichnis „der Autor nicht mehr vermessen konnte“. — Sein Augenmerk hat er gerichtet auf Gesamtansichten der Stadt („Prospekte“; nicht weniger als acht, von allen Himmelsrichtungen aus gesehen), auf die mittelalterlichen, monumentalen Rathäuser, Kirchen und Klöster und nicht minder auf diejenigen Gebäude von gewerblichem oder künstlerischem Werte, die zu seiner Zeit neu entstanden waren.

Augenscheinlich hatte er oder derjenige, der die Blätter von ihm erwarb, die Absicht, sie zu veröffentlichen. Im 18. Jahrhundert, in dem sich die Aufklärungsbewegung (das Wort im weiteren, kulturgeschichtlichen Sinne verstanden) über Deutschland verbreitete, in diesem Reisesäkulum, in dem jeder Adlige seine große oder kleine Kavaliertour, jeder studierte Mann seine Bildungsreise machen mußte, um seine Begriffe über fremde Länder und Völker, aber auch über seine Heimat und deren Geschichte aufzuklären, erfreute sich ja die Länderkunde, die ausländische und einheimische, größter Beliebtheit. Zahlreiche Reisebeschreibungen und Tafelwerke mit Ansichten von Landschaften und Städten erschienen damals. Künstler und Laien bemühten sich um die Wette, die äußere Erscheinung sehenswerter Orte im Bilde festzuhalten. So brachte z. B. in Danzig schon am Ende des 17. Jahrhunderts der Ratsmaurermeister Barthel Kanisch seine ganze Mußzeit damit zu, alle Kirchen der Stadt mit dem Zeichenstift aufs Papier zu bringen. Auch in

Thorn, wo rege geschichtliche Lokalforschung besonders durch den Bürgermeister Jakob Heinrich Berneke („Thornische Chronika“, 2. Auflage 1727) und anderen gepflegt wurde, wo das Jahr 1703 (Belagerung und Beschießung durch die Schweden) und 1724 (das Thorner „Blutgericht“) die Augen weitester Kreise, man kann ruhig sagen: ganz Europas auf diese alte Deutschordensstadt gezogen hatte, schossen Ansichten der Stadt wie Pilze aus dem Boden. Kein Wunder, daß sich endlich ein Thorner fand, der die Mußestunden eines Menschenalters darauf verwendete, seiner geliebten Vaterstadt endlich durch eine umfassende Veröffentlichung ihrer Sehenswürdigkeiten den gebührenden Platz unter anderen berühmten Städten zu erobern. — Die Veröffentlichung war bis fast auf den letzten Strich vorbereitet, das mit vielen schönen Schnörkeln verzierte Titelblatt „Das Merckwürdigste In, Bey und Um Thorn“ entworfen; doch mußte aus irgendwelchen Gründen die löbliche Absicht leider unterbleiben. Später (z. B. 1772) wollten andere diese Zeichnungen herausgeben; es wurde wieder nichts daraus. Auch der Koppernikus-Verein, der dann in den letztvergangenen Jahren seit dem Bekanntwerden des Albums sich mit demselben Plane trug, mußte angesichts der Ungunst der Verhältnisse davon absehen. Um so mehr freuen wir uns, daß jetzt endlich ein deutscher Verlag den Mut gehabt hat, diese Zeugnisse aus der Vergangenheit einer alten Deutschordensstadt, wenn auch nur in einer Auswahl des Wichtigsten, den vielen Freunden unseres Ostens darzubieten.

Wer war der Zeichner dieser Blätter?

Augenscheinlich kein „gebildeter“ Mann. Seine Weischriften verraten, daß er mit der Rechtschreibung und Grammatik auf schlechtem Fuße stand (z. B. Verwechslung des 3. und 4. Falles), auch des Lateinischen nicht mächtig war: lateinische Inschriften hat er fehlerhaft abgeschrieben. Er war auch kein Baumeister oder Maler von Fach. Die Perspektive beherrscht er nicht; Menschen, Tiere, Bäume, die er gelegentlich als Staffage verwendet, kommen recht ungeschickt heraus; die Arbeit ist zuweilen unsauber. Er war sicherlich nur Liebhaber der edlen Zeichenkunst, insbesondere der Architekturzeichnung, wie es deren im 18. Jahrhundert eine große Zahl gab. Es gehörte damals geradezu zur allgemeinen Bildung, in architektonischen Fragen Bescheid zu wissen und Risse

und Ansichten entwerfen zu können. Ich erinnere daran, daß z. B. der junge Goethe architekturtheoretische Schriften eifrig studierte, in Leipzig als Student Architekturen zeichnete und in Seseenheim Ratschläge zum Umbau des dortigen Pfarrhauses gab. In Thorn kennen wir Zeichnungen und Radierungen aus jener Zeit von den Thornern Wachsclager, Sömmering, Havelke. Auch Leute einfachen Standes waren von der Zeichenlust angesteckt: eine farbige Zeichnung im Thorner Museum ist laut Unterschrift vom Kürschnerburschen Schreiber „N. B. ohne Zirkel und Lineal“, wie er stolz versichert, gemacht.

Also nur ein Liebhaber der Kunst war unser Autor, aber einer, der sich seiner Liebhaberei mit erstaunlichem Fleiße gewidmet hat, gibt er doch z. B. zu jedem größeren Gebäude wenigstens einen, des öfteren aber mehrere Grundrisse, auch perspektivische, nach denen er dann seine Aufrisse ganz kunstgerecht aufbaut. Und wie mühselig und gewissenhaft ist die minutiöse Arbeit in den Prospekten, die jeden Turm, jedes Türmchen, jedes Dach, jeden Zaun zeigen!

Sein Name war — auf dem ersten Blatte des Albums, noch vor dem eigentlichen Titelblatte, steht er — George Friedrich Steiner. Die Kirchenbücher und das Bürgerbuch ermöglichen unter den Steinern, die damals in Thorn lebten — fast alle gehören dem Handwerkerstande an, erst später kommt auch ein litteratus Steiner, Stadtsekretär und dann Ratmann, vor —, unsern Georg Friedrich wenigstens in den Hauptdaten seines Lebens zu fixieren. Er wurde am 3. Oktober 1704 in der neustädtischen Kirche getauft, also kurz vorher geboren; sein Vater Georg war Weißgerber. Er erlernte das väterliche Handwerk, die Weißgerberei, und mußte nach Handwerksgebrauch sodann wandern. Zur Zeit des Thorner Blutgerichts war er wohl schon in der Fremde. Er kam bis wenigstens nach Königsberg i. Pr., dessen Prospekt er im Jahre 1727 — damals befand er sich schon auf dem Rückwege — aufnahm. Im folgenden Jahre, im April und Dezember, ist er in Thorn Pate, also hier wieder angelangt. Im Mai 1729 finden wir einen Georg Friedrich Steiner, doch wohl ihn selbst, als Meister des Marienburger Weißgerbergewerks. Im Juli 1731 ist er wieder in Thorn festzustellen: damals erwarb er hier das Bürgerrecht. Drei Jahre darauf verheiratete er sich mit einer Thorner Kürschner-tochter, und 1735, 1737, 1740 und 1746 ließ er Kinder taufen. Sein Todesstag ist in den

Thorner Kirchenbüchern nicht verzeichnet. Vielleicht ist er hier nicht gestorben, sondern fortgezogen.

Also ein biederer, deutscher Handwerksmann, den die Liebe zu seiner alten, berühmten, unglücklichen Vaterstadt bewogen und die Liebe zur Zeichenkunst befähigt hat, uns solch ein kostbares Werk zu schenken. Fürwahr, unserer Achtung und Dankbarkeit ist er wert!

Es empfiehlt sich, vor der Besprechung der einzelnen hier veröffentlichten Blätter zunächst das wechselvolle Geschick der Stadt Thorn im Laufe ihrer Geschichte, ihre Art, ihre innere und äußere Lage, im besondern in jenen Jahren, aus denen unsere Zeichnungen stammen, zu skizzieren. Die Weichsellandschaft, in der Thorn liegt, das sog. Kulmerland, ist schon in vorgeschichtlichen Zeiten von germanischen Stämmen bewohnt gewesen, die, in mehreren Stößen aus ihrer Heimat vorgezogen, ganz Ostdeutschland bis ins heutige Polen hinein sich unterworfen hatten. Um Christi Geburt sitzen im heutigen Kreise Thorn die germanischen Burgunder. Um 500 nach Christi Geburt etwa verlassen die germanischen Stämme Ostdeutschland, um „bessere Lande“ zu gewinnen, und in das verlassene Gebiet rücken dann, etwa hundert Jahre später, langsam und kampflös Slaven ein. — Noch ein paar hundert Jahre darauf gelangen wir bei uns auf geschichtlichen Boden. Wir wissen, daß es im Kulmerlande seit Ende des 10. Jahrhunderts zahlreiche von den Polen angelegte Kirchdörfer und Burgwälle gab. Aber im Beginn des 13. Jahrhunderts brachen die heidnischen Preußen ein, verwüsteten alle Ortschaften, töteten oder vertrieben die Ansiedler und drangen weiter, tief ins polnische Land ein. Da der polnische Herzog, Konrad von Masovien, sich ihrer nicht erwehren konnte, rief er in seiner Not den Deutschen Ritterorden zu Hilfe und trat ihm das Kulmerland mit allen Hoheitsrechten ab, um durch ihn vor den wütenden Preußen geschützt zu sein. Die Ritter setzten im Jahre 1231 über die breite Weichsel, verschanzten sich an der Stelle des jetzigen Dorfes Alt-Thorn und traten von hier aus den schweren Kreuzzug in das heidnische Preußenland an, der erst nach harten, fünfzigjährigen Kämpfen zur völligen Eroberung, Kolonisierung und Christianisierung des Landes führte, zur Gründung des mächtigen, wohlgeordneten, gewerbe- und handelsfleißigen Deutschordensstaates, dessen Rest dann in späteren Jahr-

hundertern die Wiege des preußischen Königreichs geworden ist. — Die jetzige Stadt Thorn wurde eine gute Meile oberhalb der ersten Einbruchsstelle angelegt; im Jahre 1233 erhielt sie ihre Gründungsurkunde, wird also in wenigen Jahren ihr siebenhundertjähriges Bestehen feiern können. Die ersten Zuzüglinge, und die im Laufe der nächsten hundert Jahre ihnen folgten, stammten — soweit dies festgestellt werden kann — hauptsächlich aus Schlesien und Sachsen; doch finden wir in der Altstadt Thorn gerade unter den maßgebenden Ratsfamilien auch eine Anzahl Westfalen; polnische Leute können nur in geringer Zahl als Knechte und Arbeitsleute vorhanden gewesen sein.

Ein starker Mauergürtel umgab bald die Stadt; ein mächtiger, hoher, viereckiger Turm erhob sich nach flandrischem Vorbilde mitten auf dem Markte, zur Beobachtung und Verteidigung eingerichtet; Kirchen erstanden: St. Johann, die Pfarrkirche, an der man bis zum Ende des Mittelalters gebaut hat, um sie immer höher und großartiger zu machen, damit sie ein weithin sichtbares Zeugnis des Christenglaubens dieser schnell so reich und stolz gewordenen Stadtgemeinde sei; St. Marien, zum Franziskaner (Graumönchen-) Kloster gehörig, ebenfalls im Laufe des 14. Jahrhunderts beträchtlich erweitert und erhöht; St. Spiritus (Heiliger Geist), eine Hospital- und Nonnenkirche dicht an der Weichsel. Das erste städtische Kaufhaus des Deutschordenslandes entstand: eine Gruppe von Gebäuden mitten auf dem Markte am Marktturm, später zu einem riesigen, um einen geräumigen, viereckigen Hof sich lagernden, einheitlichen Kauf- und Rathause — denn auch die Verwaltungsräume für den Rat fanden hier Platz — umgebaut, aus dem der alte Marktturm jetzt noch, nun als Rathhausturm, sich herausreckt.

An der Ostseite der Stadt legten die Ritter ihre Burg, oder wie sie stets sagten, ihr Haus an, auf der höchsten Stelle des Weichselufers, von der die trutzigen Mauern schützend auf die Stadt herunter, drohend über die Weichsel hinweg ins polnische Nachbarland schauten.

Alle diese Bauten wurden bei dem Mangel des Landes an leicht zu bearbeitenden Steinen aus Backsteinen, Ziegeln, errichtet; und zwar bildete sich hier jene ganz eigenartige, monumentale, charaktervolle Abart des norddeutschen Backsteinbaues heraus, den man den Deutschordensstil nennen kann. Schon bald zeigte sich, daß der Mauergürtel für die schnell und stark anwachsende Bevölkerung zu eng bemessen war;

bereits im Jahre 1264 erhielt die auf der Burgfreiheit im Nordosten der Altstadt Thorn sich ansiedelnde überschüssige Bevölkerung Stadtrecht; eine zweite Stadt, die Neustadt Thorn, war entstanden. Auch sie befestigte sich sogleich mit Mauer und Graben; auch sie baute sich ihre Pfarrkirche, St. Jakob, eines der schönsten Bauwerke des Deutschordenslandes; auch sie beherbergte bald ein Kloster, das Dominikaner (Schwarzmonchen-) Kloster St. Nikolai mit lichter, weiträumiger, schöner Kirche; auch die Neustadt Thorn erhielt auf dem neustädtischen Markte ein Kaufhaus. Altstadt Thorn und Neustadt Thorn waren also zwei voneinander unabhängige, selbständige, nur eben dicht aneinander anschließende Städte.

Die Selbstverwaltung und Rechtsprechung in beiden Städten Thorn wurde nach dem vom deutschen Orden ihnen verliehenen Magdeburger Recht gehandhabt.

Es war kein Wunder, daß Thorn sich so schnell und kräftig entwickelte. Lag die Stadt doch im Schutze der Deutschordensburg und ihrer eigenen Mauern verhältnismäßig gesichert gegen Überfälle an der Weichsel, dem großartigen natürlichen Wasserwege für Handel und Wandel, und außerdem an wichtigen alten Landhandelsstraßen, die ins innere Preußenland, nach Polen und Deutschland führten; war ihr doch, als dem Einfallstore und dem Brückenkopfe des ganzen Staates, hart an dessen Grenze, die aufmerksame Fürsorge der Landesherrschaft sicher. Tatsächlich haben die Thorner Kaufleute die Gunst der Lage genützt. Die Weichsel hinab fuhren ihre Schiffe bis Danzig, schwer beladen mit Fellen, Pelzwerk und Wachs aus dem eigenen Lande und aus Polen, mit Kupfer und Eisen aus Ungarn, später auch mit Getreide, um mit Rückfracht wieder stromauf zu ziehen, mit Ballen feinen Tuches aus Flandern, mit Gewürzen und Weinen aus Spanien und Frankreich, mit Salz und Heringen aus Frankreich und den Niederlanden oder mit Fischen, Pelz, Eisenerzen aus den nordischen Ländern. Schon um das Jahr 1280 ist Thorn Mitglied der Hanse und bleibt lange Zeit ein wichtiges und angesehenes Emporium für hansischen Übersee- und Binnenhandel.

Auch die Gewerbe blühten. Thorner Goldschmiede z. B. versorgten Kirchen und Privatleute weit über Thorn hinaus mit kostbaren Schmuckstücken.

Kurz: Thorn wurde bald mit Recht „die Königin der Weichsel“ genannt. Im Artushofe,

dem Klubhause der vornehmen, reichen Stadtgeschlechter, in dem fröhliche, rittermäßige Gesellschaft gepflegt wurde, haben nicht selten hohe Herren, Fürsten und Hochmeister, die Gastfreundschaft der Thorner sich gefallen lassen. — Auch an Kriegszügen nahmen die wagemutigen Kaufleute, wenn es nötig war, teil, so an der Expedition der Hanse, die das übermächtig werdende Unwesen der Vitalienbrüder, der Seeräuber auf der Ostsee, auszurotten versuchte; damals besetzte die Hanse Stockholm; der Thorner Ratsherr Albrecht Reusse war zwei Jahre lang Hauptmann der Besatzung und Kommandant dieser Stadt.

Das 14. Jahrhundert ist die Blütezeit Thorns. Damals sind alle die großen Bauten in der Gestalt entstanden, in der sie noch heute unsere Bewunderung erregen. Dann folgte eine Zeit des Stillstandes. Im Überseehandel wurde Thorn von dem hierfür günstiger gelegenen Danzig in den Hintergrund gedrängt, der polnische Binnenhandel aber litt unter der immer feindseliger werdenden Haltung der Polen, die schließlich zum Kriege mit dem Deutschen Orden führte. Bei Tannenberg, demselben Tannenberg, wo Hindenburg im Jahre 1914 die Russen vernichtend schlug, erlitt das Ordensheer eine fürchterliche Niederlage (1410). Es gelang freilich dem entschlossenen Komtur Heinrich von Plauen, die Marienburg und dann auch das Land noch einmal zu retten; der erste Thorner Friede, 1411 auf der Bazarkämpfe, einem Weichselinseln dicht bei Thorn, geschlossen, kostete den Orden nur verhältnismäßig geringe Opfer, Land und Städte blieben ihm im großen und ganzen erhalten, aber der Krieg brach in der Folgezeit mehrere Male von neuem aus und ließ den schwer erschütterten Staat nicht zur Ruhe kommen. Und was weit schlimmer war: gefährlicher Separatismus wühlte im Staate und unterwühlte allmählich seinen Boden. Unzufriedenheit mit dem Ordensregimente, mit dem Steuerdruck, mit dem Eigenhandel des Ordens, der den Handel der Städte schädigte, und lüsternes Schielen der Landjunker nach den herrlichen Freiheiten des Adels in Polen ließen schließlich einen Abfall vom Deutschen Orden und ein Erbitten der Schutzherrschaft des Polenkönigs als beste Lösung der verworrenen Lage erscheinen. Städte und adlige Gutsbesitzer schlossen zur Durchführung dieses Planes einen Bund, dessen Leitung Thorn übernahm, und dieser Bund kün-

digte dann in der That am 4. Februar 1454 dem Hochmeister den Gehorsam auf. Vier Tage darauf erstürmten Thorn'sche Bürger das Ordensschloß, nahmen seine Besatzung gefangen und rissen seine Mauern ein. Nur der mächtige Dansker blieb verschont. Ein paar Wochen darauf verkündigte der polnische König seine Schutzherrschaft über das Land und die Städte, die alles, was sie waren, deutschem Mut, deutscher Kraft und Zucht verdankten, und bestätigte feierlich ihre alten Freiheiten und Rechte.

Auch wenn die Gründe für den Abfall schwer wogen; auch wenn der ganze Vorgang nur ein Glied in der langen Kette der Kämpfe war, die damals überall zwischen Landesherrschaft und Landständen ausgefochten wurden; auch wenn das Nationalgefühl jener Zeit noch nicht so bewußt und kräftig pulsierte wie heutzutage: dieser Abfall der thorn'schen und preussischen Separatisten von ihrer Herrschaft, dieses Hinüberwechseln ins Lager des erbitterten Landesfeindes war krasser Landesverrat. Mildernd ist nur, daß doch ein erheblicher Teil der Bevölkerung das verräterische Vorgehen der herrschenden Geschlechter scharf verurteilte.

Nach dreizehnjährigem, blutigem, das Land verwüstendem Kriege, der für das abgefallene Preußenland dieselben verhängnisvollen Folgen hatte, wie im 17. Jahrhundert der Dreißigjährige Krieg für Deutschland, wurde endlich im Thorn'schen Artushofe der zweite Thorn'sche Friede geschlossen (Oktober 1466), der den westlichen Teil des Deutschordensstaates, mit ihm Thorn, endgültig vom alten Vaterlande trennte und an Polen auslieferte.

Das handelgeübte Thorn hatte sich für seinen Abfall vom Deutschen Orden eine gehörige Bezahlung vom polnischen Könige ausbedungen. Es erhielt Landgüter, Dörfer und Wälder in weitenweiter Ausdehnung, den größten Teil der früheren Ordenskomturei; es erhielt das Patronat über die Thorn'schen Kirchen mit Ausnahme von St. Johann in der Altstadt und behielt seine freie Selbstverwaltung. Die Neustadt Thorn hatte sich schon bald nach dem Abfall unter das Regiment des altstädtischen Rates beugen müssen: von jetzt ab also gab es nur noch eine Stadt Thorn, die sich von der Zukunft im Polenreiche goldene Berge versprach.

Zunächst konnte man mit dem geschäftlichen Ergebnis des Abfalls in der That zufrieden sein. Der Handel blühte von neuem auf. Allein es

war nur eine taube Blüte, die keine dauernde Frucht ansetzte. Der immer stärker werdende Wettbewerb der Danziger auch im Innenhandel, die nun unmittelbar mit den polnischen Adligen und Klerikern ihre Getreide-, Holz- und Salzgeschäfte abschlossen und unmittelbar mit den nach dem polnischen Preußen ziehenden deutschen Kaufleuten verhandelten, schädigte Thorn wesentlich. Sein altes Vorrecht, die sogenannte „Thorn'sche Niederlage“, sein Stapelrecht, auf Grund dessen alle auswärtigen Kaufleute ihre Waren zuerst in Thorn „niederlegen“ ausbieten mußten, ehe sie sie wieder weiterführen durften, ein Vorrecht, das lange Zeit hindurch den Thorn'schen großen Vorteil gebracht hatte, war nicht länger aufrechtzuerhalten; es wurde im Jahre 1529 endgültig aufgehoben.

Dazu kamen innere Wirren, heftige Streitigkeiten zwischen Rat und Zünften, die zum Aufstand führten und nur mit Mühe und Not durch Eingreifen des Königs in der Art geschlichtet wurden, daß man den Zünften und den niederen Schichten der Bürgerschaft eine gesetzliche Mitwirkung bei der Verwaltung der Stadt einräumte. Es entstand so allmählich die sogenannte dritte Ordnung (60 Bürgermitglieder) neben der bisher schon amtierenden ersten Ordnung (dem Rat) und der zweiten Ordnung (den Schöffen oder dem Gerichte); alle drei Ordnungen hatten — es brachte das unendliche Weitaufstreben und Streitigkeiten mit sich — bei der Verwaltung und inneren Gesetzgebung der Stadt zusammenzuwirken. — So wichtig auch in mancher Hinsicht der Fortschritt war, daß von jetzt an nicht nur die wenigen Ratsfamilien, die zeitweilig eine arge Vetterwirtschaft trieben, und das Schöffenskollegium, das in der Regel ein Sprungbrett in den Rat war, über das Wohl und Wehe der Stadt zu entscheiden hatten — dem Wiederaufblühen der Stadt war die schwerfällige, neue, demokratische Verfassung eher hinderlich als förderlich.

Traurig gestalteten sich in der Folgezeit die innerpolitischen Verhältnisse der Stadt. Thorn hatte — und daselbe gilt von den andern großen Städten des Deutschordenslandes —, als es vom Deutschen Orden abfiel, nicht im entferntesten daran gedacht, eine polnische Stadt zu werden. Lediglich zum Schutzherrn der Stadt und des Landes erkoren sich die Thorn'schen Polenkönig, daß er sie in ihren alten deutschen Rechten und Freiheiten und in ihrer Selbst-

verwaltung ungeschmälert erhalten und schützen sollte. Das ließen sie sich auch ausdrücklich feierlich zusagen. Überhaupt sollte das vom Deutschen Orden abgefallene Preußen keine Provinz des Polenreiches werden, sondern als „königliches“ Preußen selbständig neben Polen unter dem polnischen Könige stehen, seine eigenen Landtage haben, nur von landeseingebornen Preußen verwaltet und gerichtet werden, und nur Preußen sollten Geistliche und Bischöfe werden können. Mit den polnischen Reichstagen, den polnischen Gerichten und Beamten wollte man nichts zu tun haben. Das wurde dem Lande vom Könige in der Tat feierlich zugesagt, und so wurde zunächst auch verfahren. Aber sehr bald zielten die Bestrebungen der Polen deutlich daraufhin, Preußen zu einer polnischen Provinz zu machen; und im Jahre 1569 zwang man wirklich auf dem Lubliner Reichstage die Preußen in den polnischen Staat hinein: die preußischen Stände mußten fortan ihre Abgeordneten in die polnischen Reichstage schicken, mit der Selbständigkeit Preußens war es nichts, seitdem blieb das Geschick des preußischen Landes, insbesondere der Stadt Thorn, auf Gedeih und Verderb mit dem des polnischen Staates verbunden.

Einige Streiflichter nur auf die innerpolitische Lage! Im Jahre 1520 waren vom polnischen Könige der Stadt als Entschädigung für geleistete Kriegshilfe die Güter der früheren Ordenskomturei Birglau, 12 km nordwestlich von Thorn gelegen, überwiesen worden; im Jahre 1569 aber, also nach einem halben Jahrhundert, zog der König diese Güter auf Grund eines Reichstagsbeschlusses ein, da es königliche Tafelgüter seien. Die Stadt weigerte sich, diese Einziehung anzuerkennen, und setzte es durch, daß ihr die Güter wieder zuerkannt wurden. Der polnische Verwalter aber, den der König unterdes eingesetzt hatte, respektierte diesen Beschluß nicht, und nach jahrelangem Hin und Her — es kam geradezu zu einem kleinen Kriege mit dem Polen — mußte schließlich die Stadt ihm seine Ansprüche mit einer hohen Summe abkaufen, um endlich wieder in den ungestörten Besitz ihrer eignen Güter zu gelangen! Solche Streitigkeiten, die immer wieder damit endeten, daß die Stadt tief in ihren Säckel greifen mußte, wiederholten sich auf Schritt und Tritt. — Der Handel Thorns wurde durch hohe Zölle in Diabow (Thorn schräg gegenüber, an der Weichsel)

und Jordon (ein paar Meilen weiter stromab) und fortwährende Plackereien aufs ärgste gehindert, und stets kam es darauf hinaus, daß die Stadt durch große Geldgeschenke das Ubel beseitigen oder mildern mußte.

Und die außenpolitische Lage?

Im 17. und 18. Jahrhundert war Polen in erbitterte, stets von neuem ausbrechende Kämpfe mit Schweden um die Vorherrschaft auf der Ostsee verwickelt, in Kämpfe, die auf polnischem Boden ausgefochten wurden, und mehr als einmal wurde Thorn in den Wirbel mit hineingerissen. Im Jahre 1629 wäre es beinahe durch einen Handstreich des schwedischen Generals Wrangel in dessen Hände geraten; die Gefahr wurde noch im letzten Augenblick abgewehrt, aber die Vorstädte gingen dabei in Flammen auf. — Im Jahre 1655 wurde Thorn wirklich von den Schweden besetzt und drei Jahre lang besetzt gehalten und dann erst nach harter Belagerung von den polnischen Truppen befreit. Die schwedische Besatzung kostete Riesensummen; durch die Belagerung wurde die Umgebung der Stadt ihre schönen Vorstädte und Gärten vollständig verwüstet. —

Das größte Unheil aber brachte der Stadt während des nordischen Krieges das Jahr 1703. Der polnische König, August der Starke (zugleich Kurfürst von Sac.sen), zwang sie, eine polnische Besatzung aufzunehmen und Wälle und Mauern in verteidigungsfähigen Zustand zu setzen. Bei Annäherung des schwedischen Heeres wurden die unterdessen wieder erstandenen Vorstädte von neuem abgebrannt. Die Beschließung durch die Schweden war heftig. Gleich am ersten Tage riß eine Kugel den schön geschwungenen Helm des Rathhausturmes ab, eine andere durchschlug das Dach des Hauptgebäudes, brachte die dort lagernden Munitions- und Pulvervorräte zur Explosion und entfachte einen Brand, der das ganze Haus zur Ruine machte; nur die Umfassungsmauern blieben stehen. Außerdem wurden viele Privathäuser demoliert. — Nach entsetzlichen Leidenstagen mußte die Stadt sich ergeben. Die Schweden zogen ein, legten der Bevölkerung Riesensummen als Kontribution auf, schleiften die Festungswälle, verbrannten die Zugbrücken, sprengten die Türme und zogen dann ab. Sie ließen eine verzweifelte Ruinenstätte zurück. Die Not war grenzenlos. — Die folgenden Jahre beendeten die Kriegsleiden nicht. Fortwährende Durchzüge

von Truppen, polnischen, sächsischen, russischen; Einquartierungen, Plünderungen in der Stadt und Umgebung. — Das dauerte bis zum Jahre 1718! — Dazu wütete in den Jahren 1705 — 1710 die Pest und raffte Tausende dahin.

Auch die Einführung der Reformation hat die Stadt im Laufe der Zeit in eine schwierige Lage gebracht.

Luthers Ideen fanden sehr früh in der Thorner Bevölkerung fruchtbaren Boden; nur das Stadtregiment, der Rat, hielt zunächst vorsichtig zurück, um dann doch von der lutherischen Strömung mit fortgerissen zu werden. In der Marienkirche hielt ein Graumönch Predigten in evangelischem Sinne, in Georgen sang die Gemeinde evangelische Lieder; die anderen Gemeinden folgten. Endlich, nach langjährigen Bemühungen, bei denen auch „Geschenke“ an den König eine Rolle spielten, gab dieser der Stadt im Jahre 1557 ein Religionsprivileg, das sie ermächtigte, in ihren Kirchen den Gottesdienst nach den Grundsätzen der augsburgischen Konfession einzurichten. Nur die Dominikaner und die Nonnen hielten am alten Glauben fest. In St. Johann blieb der Pfarrer katholisch, der vom Rat berufene Prediger aber war natürlich evangelisch. — In der vorstädtischen St. Georgenkirche wurde der evangelische Gottesdienst in polnischer Sprache gehalten, da die Mehrheit der vorstädtischen Arbeiterbevölkerung polnisch sprach. — Seitdem war Thorn eine ganz überwiegend evangelische Stadt, der Rat Schirmherr des evangelischen Glaubens, wie er vorher schon stets der Schirmherr deutscher Art gewesen war (das platte Land und die kleinen Städte wurden seit dem zweiten Thorner Frieden stark polonisiert). Mit großem Eifer ließ er sich nicht nur die evangelischen Kirchen, sondern auch das Schulwesen angelegen sein. In den Räumen des Marienklosters — die letzten beiden Mönche übergaben es samt der Kirche dem Rat — richtete er ein evangelisches Gymnasium ein, und zwar ein akademisches, auf dem die Schüler der obersten Klasse die für die ersten Semester des Universitätsstudiums üblichen Vorlesungen hören konnten. Mit dem Gymnasium war eine wertvolle Bibliothek verbunden. Die Anstalt blühte auf; von weit und breit, selbst von Ungarn her, strömten ihr Schüler zu.

Natürlich zog dieser entschieden lutherische Charakter der Stadt bei der gegen Ende des 16. Jahrhunderts einsetzenden und im 17. Jahrhundert unter Führung der Jesuiten sehr erstar-

kenden Gegenreformation in Polen sich gefährliche Feinde zu. Polnischen Jesuiten gelang es, dem Rat und der evangelischen Bürgerschaft zum Trotz, sich auch in Thorn festzusetzen und schließlich den Evangelischen die Johanniskirche zu nehmen und unter ihren eigenen Einfluß zu bringen. Sie richteten für ihre Mitglieder ein Kollegium und für katholische Schüler, besonders für die Söhne polnischer Adelige, eine mit diesem zusammenhängende höhere Schule ein. Kolleg und Schule waren nun die Brutstätte immer neuer Feindseligkeiten gegen die evangelische, deutsche Stadt, der Generalstab für ihre geplante Rekatholisierung. Unaufhörliche Prozesse, die von den Kulmer Bischöfen, den Dominikanermönchen, den Nonnen gegen die Stadt geführt wurden, machten ihr unglaubliche Unruhe und Geldkosten und verschärften die Spannung unter den beiden Konfessionen immer mehr. — Nicht genug damit! die Thorner Protestanten selbst, die Lutheraner und die (weit weniger zahlreichen) Reformierten lagen sich fortwährend in den Haaren, anstatt gegen den gemeinsamen Feind zusammenzutreten. — Ein Versuch, den unerträglichen konfessionellen Streitigkeiten in Thorn und Polen auf einem Religionsgespräch in Thorn, dem sog. colloquium charitativum oder liebevollen Religionsgespräch, im Jahre 1645 ein Ende zu machen, mißlang. Die Lage ließ sich immer drohender an. Im Jahre 1667 wurde der Stadt auf dem Prozeßwege die schöne Pfarrkirche der Neustadt, St. Jakob, genommen; der Rat war genötigt, den Evangelischen das neustädtische Rathaus für gottesdienstliche Zwecke einzurichten.

Bis zu welcher Höhe in Polen der konfessionelle Fanatismus emporlohte, zeigen die Reichstagsbeschlüsse von 1717, 1732, 1736, die den Evangelischen alle bürgerlichen Rechte absprachen und sie von den Sitzungen der Reichstages ausschlossen.

Aber die Intoleranz sollte bald noch größere Orgien feiern!

Im Sommer 1724 kam es durch die Frechheit einiger jesuitischer, polnischer Gymnastisten bei einer Prozession zu einer Prügelei und zur Erstürmung der Jesuitenschule und des Kollegs durch den Thorner Pöbel, der durch das Gebaren der Jesuitenschüler bis aufs Blut gereizt worden war. Die Stadtoberkeit, Präsident Rösner an der Spitze, boten nicht genug Energie auf, den Tumult zu verhindern. Selbstverständlich hatten die Tumultanten Strafe verdient, und Präsident Rösner leitete denn auch in der That die nötigen

Untersuchungen ein. Das aber paßte den alten Feinden der evangelischen Stadt, den Jesuiten und den polnischen Adligen, nicht. Sie setzten es durch, daß Untersuchung und Rechtsprechung in diesem Falle von Warschau aus in die Hand genommen wurden. Das dortige Assessorialgericht, von dem es keine Berufung an eine höhere Instanz gab, sprach ein geradezu barbarisches Urteil: der erste Bürgermeister Kößner, der zweite Bürgermeister Zernecke, ein um die Geschichte der Stadt hochverdienter Mann, geachtet und beliebt bei Evangelischen und Katholiken, sowie zwölf Bürger wurden wegen Aufruhrs und Gotteslästerung zum Tode, eine ganze Anzahl anderer Bürger, auch Gymnasiasten, zu Kerker- und Geldstrafen verurteilt. Die Stadt hatte die enormen Kosten der unter starkem militärischem Aufgebot durchgeführten Untersuchung in Thorn, des in der Jesuitenniederlassung angerichteten Schadens und der Urteilsvollstreckung aufzubringen, die Marienkirche nebst dem Kloster zurückzugeben, das evangelische Gymnasium aus der Stadt hinauszulegen; der Rat, das Schöppenkollegium und die dritte Ordnung sollten stets zur Hälfte aus Katholiken bestehen, die Selbstverwaltung der Stadt also vernichtet werden. So wollte es der Warschauer Gerichtshof, der ebenso wie die Untersuchungskommission ausschließlich, also parteiisch, mit polnischen Katholiken besetzt war. — Das Urteil wurde vollstreckt am 7. Dezember 1724, trotzdem selbst der päpstliche Legat in Warschau sich bemühte, dies zu verhindern. Nur Bürgermeister Zernecke wurde begnadigt, nachdem seine Frau den Mitgliedern der Vollstreckungskommission hohe Geldgeschenke gemacht hatte, und einer der verurteilten Bürger, nachdem er katholisch geworden war; einer hatte fliehen können. — Das „Thorner Blutgericht“ war ein grauenhafter Justizmord, kein gerechtes Gericht. Wohl erregte diese entsetzliche Tat des Fanatismus in ganz Europa Entsetzen und Empörung, auch in katholischen Ländern, aber das konnte der unglücklichen Stadt nicht helfen, die, durch diesen fürchterlichen Schlag in ihrem Lebensnerv getroffen, bankerott gemacht, in der Folgezeit nur noch hinsiechte.

Die Thorner hatten sich Glück und Gedeihen ihrer Stadt unter dem Schutze des polnischen Königs einst anders gedacht, als sie sich gegen den deutschen Orden empörten!

Der Zeichner unserer Blätter, Georg Friedrich Steiner, hat die Schreckenstage des Thorner

Blutgerichts wohl nicht in seiner Vaterstadt erlebt, er war damals wohl schon auf der Wanderschaft.

Wie sah es nun innerlich und äußerlich in Thorn aus, als Steiner heimkehrte und sich anschickte, das Bild der Stadt festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern?

Daß die Verhältnisse traurig sein mußten, ist nach dem, was die Stadt während des letzten Menschenalters durchgemacht hatte, selbstverständlich. Entsetzlich genug war schon das, was ihr im Jahre 1703 widerfahren war. Nur langsam wich der lähmende Druck jenes Unglücks, so daß man allmählich sich dazu aufraffte, das Verwüstete wiederherzustellen. Endlich ging man daran: die St. Georgenkirche wurde instand gesetzt, von der Lorenzkapelle wenigstens der Chor, zwei Hospitäler sodann, dieses und jenes Privathaus. — Da traf die Stadt der neue viel schlimmere Schlag von 1724.

Das Allerschlimmste aber: es war unmöglich, sich wieder heraufzuarbeiten bei den hoffnungslos verworrenen politischen und rechtlichen Verhältnissen im polnischen Staate, die immer mehr einem wahren Chaos glichen.

Im Jahre 1733 starb König August II. In Thorn hielt man in übereifriger Loyalität feierliche Exequien in allen Kirchen; täglich, sechs Wochen lang, erklang Trauergeläut von allen Türmen, jede Musik wurde eingestellt. — In Wahrheit hatte man herzlich wenig Ursache, ihm nachzutruern, der zwar ein Deutscher gewesen, aber dem deutschen Namen wenig Ehre gemacht hatte. Während seiner Regierung, in Folge seiner ehrgeizigen schwedenfeindlichen Politik, die nach der Herrschaft über die Ostsee strebte — ein uraltes und wieder neues polnisches Ziel —, hatte Thorn so grauenhaft gelitten, wie nie zuvor während der langen, reich bewegten Stadtgeschichte. Nach seinem Tode wünschte Frankreich, daß Stanislaus Leszczyński, der schon einmal (1704–1709) polnischer König von Schwedens Gnaden gewesen war, zum Könige gewählt würde, während Rußland und Osterreich den Kurfürsten von Sachsen, Augusts II. Sohn, als Kandidaten für den Thron begünstigten. Der polnische wahlberechtigte Adel, die Schlachzigen, spaltete sich demgemäß in zwei Parteien, deren jede, wie es dort Sitte, eine bewaffnete Konföderation bildete und das Land in den Bürgerkrieg zu treiben sich anschickte. Thorn fiel in die Hände der Truppen der Stanis-

lauspartei, die in Warschau des Stanislaus Wahl durchgedrückt hatte, und wurde nun gezwungen, sich offen für ihn zu erklären: feierlicher Gottesdienst in den Kirchen, Salutschüsse, Schmettern der Trompeten und Wirbeln der Pauken vom Rathhausturm herab, Blasen des Chorals „Nun danket alle Gott“, Deputation zur Beglückwünschung an den König. Doch die andere Partei ruft den sächsischen Kurfürsten als August III. zum Könige aus, polnische und russische Truppen nähern sich der Stadt. Schleunigst müssen auf Verlangen der Stanislausstruppen die Festungswerke instand gesetzt werden; der Rat sieht sich gezwungen, um die nötigen Arbeitskräfte bereitzustellen, zu einem rücksichtslosen Mittel zu greifen: alle in der Stadt befindlichen und in sie hineinkommenden Arbeiter werden aufgegriffen, in die Hauptwache gebracht und von hier zum Schanzen abtransportiert; zur Nacht kommen sie wieder auf die Hauptwache, wo sie auf Kosten der Stadt verpflegt und gelöhnt werden. Die Weichselbrücke wird, da die Russen sich schon in bedenklicher Nähe befinden, abgebrochen. Das hilft aber nichts; schon wenige Tage darauf rücken die Russen mit fliegenden Fahnen in die Stadt ein, während die Stanislausstruppen in fliegender Eile retirieren. Ebenso schnell wie der Rat die Brücke abgebrochen hatte, mußte er sie nun auf Befehl der Russen bei Androhung von tausend Talern Strafe wiederherstellen. Ein Teil der Truppen der Augustspartei, unter ihnen 300 Kosaken, blieben in Thorn, andere zogen fortwährend durch und verwüsteten dabei die Umgegend. Die Stanislaussoldaten näherten sich auch wieder und brannten das Stadtdorf Leibtsch nieder; an den Festungswerken wurde unaufhörlich weitergearbeitet; die Drangsalierung dauerte Jahr und Tag.

Und dabei hatte die Stadt das jus praesidii, d. h. das Vorrecht, daß sie mit keiner Garnison von Krontruppen belegt werden durfte! Sie sollte und wollte eben selber für ihre Sicherheit sorgen. Ihre Bürger waren im Frieden zum Wachtdienst, der in bestimmter Ordnung von ihnen versehen wurde, und im Kriegsfall zur Verteidigung der Stadt und ihres Gebietes verpflichtet. Mit der Zeit war diese Pflicht auf die angeworbenen Stadtsoldaten übergegangen, die in wechselnder Stärke gehalten wurden und unter dem Kommando des Stadtkapitän's standen. Allein dies jus praesidii wurde andauernd mißachtet; nicht nur, wenn während eines Krieges die Staatsnotwendigkeit dieses erforderte, sondern auch in unruhigen und ruhigen Friedenszeiten; mußte doch Thorn von

1716 ab dreiundzwanzig Jahre lang sächsische Krongarde als Garnison in Quartier halten! Deren Ansprüche waren sehr groß, ihr Auftreten herausfordernd. Durch Geldgeschenke an die Offiziere mußte man es zu erreichen suchen, daß die Soldaten einigermaßen Manneszucht hielten. Thorn wurde damals das Soldatenparadies genannt. Für die Bürger aber und die Bewohner der Stadtdörfer waren solche Zeiten das reine Fegefeuer. Die Kosten für solche Besatzungen, die Thorn aufbringen mußte, waren natürlich hoch: in einem Jahre z. B. wurden für ein Regiment rund 19000 Taler aufgewendet! Selbstverständlich unterließ es die Stadt in keinem Falle, eine feierliche Rechtsverwahrung einzulegen, und jedesmal wurde dann in der That feierlich anerkannt, daß die diesmalige Einquartierung nicht gegen die Privilegien der Stadt verstößen solle; aber bei der nächsten Gelegenheit wurde das jus praesidii unbedenklich wiederum mißachtet.

Zu der ganzen Unsicherheit der Lage im Königreich Polen trug wesentlich bei der wahnsinnige Grundsatz des consensus omnium, d. h. der einstimmigen Annahme gültiger Reichstagsbeschlüsse, so daß es einem einzigen Abgeordneten möglich war, durch sein Veto nicht nur einen gerade zur Beratung stehenden Antrag zu Fall zu bringen, sondern automatisch damit den ganzen Reichstag und insofgedessen alle ihm vorangegangenen Teillandtage zu sprengen, zu „zerreißen“, wie man sagte. Jahrzehntelang sind denn auch alle Reichstage „zerrissen“ worden; zwischen 1736 und 1764 ist kein einziger rechtsgültiger zustande gekommen.

Daß unter solchen Umständen die Rechtunsicherheit in Polen groteske Formen annehmen mußte, ist klar. Statt vieler Belege nur einen, der das ganze Elend, das hierin für Thorn lag, grell beleuchtet; ich meine die Konopkaschen Händel*.

Ein polnischer Edelmann, Konopka, machte einem Thorner Kaufmann gegenüber Ansprüche im Betrage von 8000 Gulden, deren Rechtmäßigkeit dieser aber bestritt. Auch der Rat wies den Konopka ab, der sich nun an ein polnisches Gericht wandte und von diesem ein Exekutionsdekret erhielt, laut dem er sich für seine Forderung an der Stadt und zwar an dem städtischen Dorfe Gramtschen guthalten könne! Konopka

* Von Dr. Kestner in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Stadt Thorn“ Seite 261—290 eingehend nach den Akten geschildert.

erschien nun dort mit 15 Mann, zog sich aber zurück, da die Thorner, gewarnt, in ihrem Dorfe mit Stadtsoldaten und Bauern auf dem Posten waren, bereit, der Gewalt mit Gewalt zu wehren. Wiederum beiderseits Gerichtsgang, Urteil, Aufhebung der Urtheile; währenddem fällt Konopka Thorner Marktleute an und droht, sie nicht mehr ungehindert ziehen zu lassen, wenn die Stadt sich nicht mit ihm vergleiche. Der Marienburger Wojewode bietet den polnischen Adel auf, dem Konopka zur Vollstreckung des Exekutionsdekrets in Gramtschen behilflich zu sein. Thorn aber ist fest entschlossen, sich diesen unrechtmäßigen Übergriff nicht gefallen zu lassen. Die Bürgerwehr wird aufgeboten und erhält Befehl, die Hauptwache und die Stadttore zu besetzen; die darauf freigebliebenen Stadtsoldaten, 80 an der Zahl, werden mit Handgranaten und Munition versehen, die Zünfte und Freiwilligen aus den Stadtdörfern bewaffnet, und so geht es in stattlichem Zuge wieder nach Gramtschen. Als Konopka am nächsten Tage mit 60 Mann dort erscheint und die Sachlage übersteht, zieht er sich nach einem andern Thorner Dorfe, Richnau, zurück und ergreift von diesem förmlich Besitz. Es kommt nun dort zwischen ihm und den nachrückenden Thornern, die durch Schützenbrüder und andere Freiwillige noch verstärkt wurden, zu erbittertem Kampf. Die Tore, hinter denen Konopka sich mit seinen Leuten aufgestellt hat, werden gesprengt, Handgranaten und Gewehre räumen unter ihnen auf und lassen sie in wilder Flucht davonlaufen. Ein Bruder Konopkas wird getötet, er selbst, verwundet, entkommt; ein anderer Bruder, seine Frau und 20 Mann fallen in die Hände der Thorner, eine Menge Pferde, Gewehre, das ganze Silbergeschirr des Konopka u. a. wird erbeutet. Darüber gerät der benachbarte polnische Adel aus dem Häuschen, und es beginnt eine gefährlich werdende Heze gegen die Stadt, die sich deshalb genötigt sieht, an den König in Dresden einen Abgesandten zu schicken, ihn um Schutz gegen den rabiaten Schlachziz zu bitten und zugleich eine Druckschrift mit Aufklärung über die wahre Sachlage zu verbreiten. Aber auch Konopka läßt eine Schrift mit Verleumdungen und Schmähungen des Thorner Rats erscheinen, die wiederum von den Thornern durch eine Gegenschrift beantwortet wird. Währenddem beschäftigt diese Sache weiter verschiedene Tribunale, u. a. das Hofgericht in Warschau, und hält die Stadt fortwährend in Atem. Nach längerer Zeit fällt endlich das

Hofgericht sein Urteil: Konopka habe kein Recht, seiner vermeintlichen Ansprüche wegen die Stadt zu belästigen; er möge seine Sache auf dem gewöhnlichen Rechtswege gegen seine Schuldner betreiben; wegen des in Richnau erfolgten Todes seines Bruders solle sich eine besondere Kommission dorthin begeben und diesen Fall untersuchen. — Das geschieht, und die Stadt wird wegen der dort Getöteten zu einer Geldbuße verurteilt. Damit war die Sache aber noch lange nicht erledigt. Neue Dekrete, Urtheile, Appellationen ans Hofgericht, endgültige Abweisung des Konopka, neue Rachepläne dieses verbissenen Feindes der Stadt, neue Sorgen, bis endlich der Tod Konopkas die Thorner erleichtert aufatmen läßt. — Acht Jahre lang dauerten diese ärgerlichen Streitigkeiten, acht Jahre lang bekam es ein einfacher Schlachziz fertig, alle Gerichte an der Nase herumzuführen, dem Könige zu trotzen, eine ganze Stadt zu beunruhigen, wie ein Räuberhauptmann durch das Land zu ziehen, Bürgerleute und Dörfler zu überfallen.

Das war nicht der einzige Adlige, unter dem Thorn zu leiden hatte. Sie alle waren einig im Haß gegen diese deutsche, evangelische Stadt; sie ließen lieber ihr Getreide bis nach Danzig gehen, als daß sie es hier zu gleichem Preise verkauften, hezten auf den Landtagen unaufhörlich gegen sie und erlaubten sich gegen ihre Bürger und gegen ihr Eigentum unglaubliche Übergriffe. — Was soll man dazu sagen, daß z. B. ein Schlachziz, weil nach seiner Meinung eine seinem Diener zugesetzte Beleidigung vom Thorner Gericht nicht streng genug bestraft worden war, das an seinem Gut vorbeifahrende Schiff eines Thorner Kaufmanns samt Ladung einfach mit Arrest belegte! Als dieses, schlecht bewacht, entwich, hielt er das erste beste eines andern Thorner Kaufmanns an! Es bedurfte der Vermittlung des Bischofs, des Wojewoden und anderer hoher Herren, daß der rabiate Adlige das gänzlich wider alles Recht zurückgehaltene Schiff freigab!

Die Thorner Wälder wurden von polnischen Adligen dermaßen geplündert und verwüstet, daß die Stadt Soldaten gegen sie aussenden mußte, die die Wagen der Holzfreuler vernichteten, wofür sich diese aber dadurch rächten, daß sie nach Abzug der Soldaten den (gänzlich unbeteiligten) Bauern der Stadtdörfer am hellen lichten Tage ihre Wagen fortnahmen.

Selbst vor Wegelagerei schreckte die Gesellschaft nicht zurück: im Jahre 1721 machten sechs Adlige die Thorner Landstraßen durch Raub und Mord unsicher; vier dieser Spießgesellen fing man glücklichweise und enthauptete sie auf dem altstädtischen Markte.

Nicht weniger machte der Stadt die Feindseligkeit des polnischen Klerus, besonders der Ordensleute der Thorner Klöster, zu schaffen. Alle Landtage hallten von ihren Klagen und Anklagen wider. Die Nonnen stellen immer neue Entschädigungsansprüche wegen einer einst von den Schweden ihnen auferlegten Kriegskontribution, erwirken endlich in Warschau ein Dekret cum infamia gegen Thorn und müssen mit 12000 Gulden abgefunden werden. Die Dominikaner, Bernhardiner und Jesuiten schädigen die Stadt durch ihren Bier- und Branntweinhandel; sie beliefern alle Krüge der Umgebung, obwohl sie nur zu eigenem Gebrauche die Brau- und Branntweingerechtigkeit haben. Die Klagen darüber gehen bis ans Hofgericht nach Warschau, dauern lange Zeit, kosten viel Geld und kommen doch zu keiner endgültigen Entscheidung. — Die Jesuiten zeigen sich am feindlichsten; immer wieder drängen sie auf den Landtagen darauf, daß das Urteil von 1724 restlos vollstreckt, z. B. das evangelische Gymnasium aus der Stadt entfernt werde, was noch nicht geschehen sei.

Wie lästig diese Feindseligkeit des Klerus werden konnte, geht unter anderem daraus hervor, daß nach einem seinerzeit mit dem kulmischen Bischofe von der Stadt geschlossenen Vergleich für sämtliche Konsistorialsachen (z. B. Ehesachen) der Thorner, auch der evangelischen, das katholische bischöfliche Gericht zuständig war. So ist denn tatsächlich einmal die Ehescheidungsklage eines evangelischen Thorner Bürgermeisterspaars vor dem katholischen Konsistorium in Kulmsee und schließlich selbst in Rom verhandelt worden! Evangelische Thorner Bürger wurden wiederholt in Sachen der Kindererziehung vor das katholische Konsistorium zitiert, ein evangelischer Prediger, weil er in der Parochie eines katholischen Geistlichen eine Trauung vollzogen hatte, in den Bann getan.

Alles das kann uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß ja im 18. Jahrhundert die Intoleranz in Polen erschreckend war. Man rühmt jetzt in polnischen Zeitungen oft, daß Polen stets das Land der Toleranz gewesen sei.

Ja, Polen war im Laufe seiner Geschichte zweimal wirklich tolerant: im 16. Jahrhundert unter den Jagellonen, als ein sehr großer Teil der Polen evangelisch war, und dann gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die Machthaber von den Russen und Preußen zur Toleranz gezwungen wurden. In der Zwischenzeit ist von Toleranz herzlich wenig zu spüren gewesen. Im Gegenteil! Reichstagsbeschlüsse schlossen die Dissidenten (d. h. Nichtkatholiken) von der Teilnahme an ihren Beratungen aus, ließen sie zu keiner Würde, keinem Beamtenposten zu, machten sie also einfach zu rechtlosen Bürgern zweiter Klasse. Die Nichtkatholiken sollten selbst diejenigen Kirchen, die sie schon besaßen, fortan nicht mehr ausbessern, geschweige denn neue bauen dürfen! — Nun hatten zwar verfassungsmäßig diese intoleranten Reichstagsbeschlüsse für die preussischen Städte, die ja besondere Religionsprivilegien besaßen, keine Geltung. Wie aber trotzdem die allpolnische Intoleranz die deutschen Evangelischen in Thorn schikanirte, dafür ist der Bau unsrer altstädtischen Kirche ein rechtes Schulbeispiel.

Wie schon erwähnt, wurde den Evangelischen der Altstadt die St. Marienkirche, die seit der Reformationszeit evangelisch gewesen war, durch das berühmte Blutgerichtsdekret von 1724 genommen und nebst dem dazugehörenden Kloster, in dem seit ebenso langer Zeit sich das evangelische Gymnasium befunden hatte, Bernhardinermönchen übergeben. Die Evangelischen richteten daher den alten Artushof zur Andachtsstätte, zur „Kreuzkirche“ ein. Das ging nun zunächst zur Not, aber auch eben nur zur Not. Der Raum war für kirchliche Zwecke zu niedrig und zu klein. Daher die Evangelischen darauf fannen, sich eine Kirche zu bauen. Der Rat nahm sich der Sache an, opferwillige Spenden gingen ein, auch von auswärts: aus Deutschland, Holland, England, Schweden, Rußland, wo man ja überall von dem entsetzlichen Thorner Blutgericht wußte. Ein Bauplatz wurde gekauft und die Genehmigung zum Bau nachgesucht. Die wäre erteilt worden, wenn man in Polen die den Thornern von allen Königen feierlich zugesicherte freie Ausübung ihrer evangelischen Religion und die ausdrücklichen Festsetzungen des Olivaer Friedens respektiert hätte; sie wurde aber tatsächlich nicht erteilt, da der polnische Adel und Klerus empört aufschäumte, sobald die Absichten der Evangelischen bekannt

wurden. — Als sich die Erregung gelegt zu haben schien, wagte es der Rat, in der Stille den Grundstein zu der Neuen Kirche — so sollte sie heißen — zu legen. Aber sofort war der Bischof dahinter und erwirkte ein Warschauer Gerichtsverbot des Baues, dem ein unmittelbares königliches Verbot folgte. Zehn Jahre später versuchte der Rat wiederum, mit dem Bau zu beginnen; wieder wurde es ihm untersagt. Endlich, nach unsäglichem Mühen, Schreibereien, Deputationsreisen, Bestechungen, und nachdem sogar der päpstliche Nuntius in Warschau sich für die Erlaubnis ausgesprochen, wurde diese gewährt; doch mußte der Bauplan umgestaltet werden, kein Turm mit Glocken wurde gestattet, kein großes Kirchenfenster, kein kirchliches Symbol! Man sollte von der Strafe her nicht merken, daß hier eine evangelische Kirche stände; auch den Namen „Kirche“ sollte sie nicht haben, sondern nur Oratorium, Bethaus heißen.

Nun, diese fanatische Intoleranz gegen alles, was nicht katholisch in Polen war, hat sich gerächt. Sie ist, da sich Rußland und Preußen der konfessionellen Minderheiten annahmen, schließlich ein Nagel zum Sarge des Königreichs Polen geworden. Ein warnendes Menetekel!

Daß die Verwaltungspraxis in Polen zu jener Zeit infolge der unersättlichen Geldgier und Bestechlichkeit der Beamten höchst mangelhaft war, ist allgemein bekannt. Alles, was erstrebt wurde, mußte mit Geld erkaufte werden („Handsalben“, d. h. Ehrengeschenke, Darlehen u. dgl.). Der König hatte seinerzeit für das Religionsprivileg und später für andere Günstbezeugungen Geld erhalten, die Bischöfe, Wojewoden und andere erwarteten ebenfalls Geld. Die Herren der Vollstreckungskommission des Blutgerichtsurteils ließen sich die Begnadigung des Bürgermeisters Zernecke ordentlich bezahlen. Sollten Thorner Ratsmänner als Schöppen in das Landgericht gewählt werden, mußte man Geld spendieren. Die Befreiung vom Zoll, der in Dibau erhoben wurde, war nur durchzusetzen durch wiederholte, sehr hohe Geldgeschenke, die schließlich geradezu als Pflicht angesehen wurden.

Und dieses alles: diese Rechtsunsicherheit, diese Bestechlichkeit, diese Unzuverlässigkeit, das alles zu derselben Zeit, da in Preußen Friedrich Wilhelm I. für Ordnung, Zucht und Sparsamkeit mit eiserner Strenge, wenn nötig mit dem Krückstock, sorgte; diese jammervolle Schwäche des

ganzen staatlichen Organismus, diese immer drückendere Abhängigkeit von fremden Mächten zu derselben Zeit, da in Preußen das Gestirn des jungen, großen Friedrich II. sieghaft emporstieg, desselben Fürsten, der dann nach der ersten Teilung Polens mit unendlicher Mühe das ehemals so blühende Deutschordensland, das dann als königlich polnisches Preußen so elend herunterkam, wieder emporbrachte!

Daß unter solchen Umständen der polnische Staatswagen immer schneller dem Abgrund zurollen, und daß Thorn im besondern dabei immer mehr herunterkommen mußte, ist kein Wunder. —

Thorns Handel ging beängstigend schnell zurück, wenngleich es immer noch einige Kaufleute gab, die recht gut verdienten. Die Haupthandelsgegenstände dieser Zeit waren Getreide, Holz, Wolle, die aus Polen herausgingen, und Wein u. dgl., die eingeführt wurden. Viel weniger als früher kam jetzt überseeisches Salz herein, da man die polnischen Salzgruben in Wieliczka besser ausbeutete und den Handel mit ausländischem Salz verbot; nur in dem Falle war er erlaubt, wenn in den in Dibau befindlichen Salzschuppen Mangel an polnischem Salz war.

Durch die fürchterlichen Schläge von 1703 und 1724, durch die trostlosen Verhältnisse im Königreich Polen, durch den Rückgang des Handels war Thorns Wohlstand vernichtet worden. Bis zum Jahre 1703 hatte die Stadt nur rund 23000 Taler Schulden; der schwedische Krieg vermehrte sie auf 451000 Taler, von denen nur die größere Hälfte verzinst werden konnte! Die Stadt mußte mit ihren Gläubigern mehrere Male akkordieren, d. h. sie war am Rande des Bankrotts angelangt. Selbst dem Pfarrer von St. Johann konnte sie die ihm zustehenden Grundzinsen dreißig Jahre lang nicht zahlen.

Eine Haupteinnahmequelle, nämlich die den zahlreichen und ausgedehnten städtischen Gütern entspringende, versiegte fast völlig. Diese waren an Bürger verpachtet, mit denen es wegen des Pachtgeldes fortwährend Streit gab: die Lage der Landwirtschaft war eben auch kläglich. Polnische Edelleute, die eine höhere Pacht boten, und die daraufhin eine Anzahl der Güter erhielten, ließen die Gebäude verfallen und wirtschafteten die Ländereien bald so herunter, daß die städtische Kämmerei zu ihrer Erhaltung noch Geld zusetzen mußte. Darauf ließ man die Güter durch Mitglieder der Kämmerei verwalten, durch Leute, die von Landwirtschaft nichts verstanden. Das miß-

lang natürlich auch. Endlich verschrieb man sich aus dem Brandenburgischen einen Landwirt von gutem Ruf und übertrug diesem die Oberaufsicht. Aber auch das führte nicht zum Ziele, so daß man schließlich die Güter wieder an Bürger gegen geringe Pacht ausstat.

Aus den sehr ausgedehnten städtischen Forsten und der Jagd in ihnen war auch nichts herauszuholen. Die fortwährenden Kriege und Truppenmärsche und die benachbarten polnischen Adligen verwüsteten trotz aller Aufsicht die Wälder, und die Jagd wurde von Jahr zu Jahr unergiebiger, die einst so ertragreich gewesen war; hatte es doch in den Thorner Forsten zahlreiche Hirsche und Rehe, in den Eichenwäldern bei Pensau Schwarzwild gegeben. Aber alles das war ebenfalls ruiniert.

Die vom Rat aufgelegten Steuern gaben zu fortwährenden Streitigkeiten zwischen den drei Ordnungen und der Bürgerschaft Anlaß.

Bittere Armut herrschte in dem heruntergekommenen Thorn. Ganze Häuser standen völlig leer, weil ihre Eigentümer wegen Nahrungsmangel sie im Stich gelassen hatten und in die Fremde gezogen waren, wo sie eher ihr Brot zu finden hofften; andere Häuser, 1703 in Trümmer geschossen, waren zu Steiners Zeit aus Mangel an Geld immer noch nicht wieder aufgebaut, so die ganze Westseite des altstädtischen Marktes.

Die Bettelerei nahm überhand; die Vorstädter schickten ihre Kinder massenweise in die Stadt, wo sie die Bürgerschaft belästigten; andere, Kinder und Erwachsene, trieben sich in Scharen bettelnd auf den Stadtdörfern umher, so daß der Rat schließlich Militärkommandos auf Streifereien ausschickte, um dieses Gefindel zu vertreiben. Kindesaussetzung wurde immer gewöhnlicher; man mußte im Georgenhospital vor dem Kulmer Tore ein paar Räume zu einem Findelhaufe einrichten.

Wie nun in solchen Zeiten des Niederganges die ganze Schuld daran am liebsten den Regierenden zugeschoben wird, so damals auch hier. Die Stimmung gegen den Rat war sehr gereizt, ja feindselig. Man warf ihm Vetterwirtschaft und Eigenmächtigkeit vor, Spottverse erschienen an Straßenecken und Türen. Die zweite und dritte Ordnung hatte über ihn, und er über sie bitter zu klagen; es regnete Vorwürfe und Verdächtigungen. Und damit nun alle Stände an der allgemeinen Unzufriedenheit und Uneinigkeit beteiligt seien, erhoben sich auch in der evangelischen Geistlichkeit höchst unerquickliche, persön-

liche Streitigkeiten; genug: das Leben war noch nicht schwer genug, man mußte es sich noch schwerer machen.

Aber trotz des Niederganges von Handel und Wandel und der allgemeinen Armut, aus der nur einige wenige sich bedeutend heraus hoben, wurde doch noch in weiten Kreisen Luxus getrieben.

Bei Hochzeiten ging es hoch her. Nicht nur auf dem Lande, wo buntgeschmückte Hochzeitsbitter auf ausgeputzten Pferden, von blasenden Trompetern geleitet, ihre Einladungsrunder machten und dann vermutlich (wie anderswo) beim Hochzeitsessen und -trinken dirigierten — ein alter, schöner Brauch, der jetzt hierzulande leider ganz abgekommen ist —, sondern auch in der Stadt, wo selbst die Dienstmädchen bei ihrer Trauung in französischem Haarputz umherstolzten und die Handwerker es mit Prunken durchaus den vornehmen Kaufleuten gleichthun wollten. — Die Fastnachtslustbarkeiten gaben zu allerlei Torheit Anlaß, so daß von der Kanzel herab gegen sie gepredigt und vom Rat gegen sie vorgegangen wurde. Zu Pfingsten führten die Fleischer ihren Pfingstochsen in feierlichem Aufzuge umher, eine Festlichkeit, die natürlich gebührend begossen wurde, und beim Königsschießen der Schützenbrüder wurde mehr getrunken als geschossen, weshalb der Rat dies Fest in Anbetracht der schlechten Zeiten einschränken wollte, wogegen sich aber die Brüder erbittert wehrten (sie gingen in dieser Sache gegen den Rat bis an den König).

Auch damals also das bei Verarmten, finanziell Heruntergekommenen so oft zu beobachtende Bestreben, wenigstens den äußeren Schein früheren Wohlstandes, glücklicherer Zeiten solange als möglich zu wahren. — Der Rat war übrigens in diesem Punkte ganz gleichen Sinnes: dieselben vornehmen Formen, daselbe gravitatisch-umständliche, pomphaste Auftreten bei feierlichen und unfeierlichen Gelegenheiten wie ehemals, als hinter den Formen Macht und Reichtum steckten. Ein ergötzliches Beispiel: Der Rat schickte eine Abordnung an den König nach Dresden in Sachen des geplanten altstädtischen Kirchenbaues; das war natürlich kostspielig, und die jüngeren Begleiter des die Deputation führenden Rats Herrn bemühen sich daher, um die Stadt nicht zu sehr zu beschweren, so einfach und billig wie möglich zu leben. Das schreibt einer der jungen Herren seinem Vater in Thorn. Dem aber wallt das alte, stolze Patrizierblut beim Lesen des Briefes auf, und er fährt in seiner Antwort den Sohn

gehörig an: „Ich bin recht böse, daß Du Dich nicht schämest mir zu melden, daß Ihr die Woche bis 100 Fl. ausgeben, und willst schweren, daß Ihr dabey schlecht lebet; wer hat Euch ordre gegeben, schlecht zu leben? Ihr seyd ja nicht von der Thornischen Schneider-Zunft dahin geschickt? sage es doch keinem Menschen in Dresden, sonst würde es für die Stadt und deren Hrn. Deputirten zum Vorwurf ewiger Schande gereichen!“

Und selbst die neuerbaute altstädtische Kirche bezeugt dieses Bedürfnis nach Prunk trotz der allgemeinen Armut ebenfalls deutlich. Obgleich sie zum größten Teil aus zusammengebetteltem Gelde erbaut wurde, sollte sie doch eine vornehme Kirche werden. Und da man es der Stadt unmöglich machte, diese Vornehmheit im Außern zu zeigen, so richtete man sie dafür im Innern desto aufwendiger her, schnitzte Emporen, Kanzel, Orgelgehäuse, Altar aufs zierlichste, schmückte sie prächtig mit Farben und viel Gold.

Doch wurde vom Räte auch für solide, wirklich nötige Arbeit geforgt, an Gräben, Wällen, Mauern nach Möglichkeit gebessert (jeder Maurergeselle, der Meister werden wollte, mußte statt des sonst üblichen Meisterstückes ein Stück Stadtmauer auführen), mehrere Straßen und der Markt neugepflastert, vor allem das Rathaus endlich mit großem Kostenaufwand und rühmlicher Opferwilligkeit einzelner Bürger wieder instand gesetzt, so daß man es im Jahre 1738 — fünfunddreißig Jahre waren seit seiner Zerstörung vergangen! — wieder ganz in Gebrauch nehmen konnte. Ebenso erfuhr die neustädtische Kirche (das ehemalige neustädtische Rathaus) eine durchgreifende Reparatur in dieser Zeit, und mehrere Hospitäler. Und einige wohlhabende Privatleute bauten stattliche gewerbliche Anlagen, schöne Wohnhäuser.

Unter allen Sorgen, die der Rat hatte, war eine seiner größten, wie der deutsche Charakter der Stadt gewahrt werden könne. Das platte Land war nebst den kleinen Städten in polnischer Zeit unter Führung der Landjunker allmählich polonisiert worden; nur die größeren Städte hatten sich deutsch (und evangelisch) erhalten. So auch Thorn bis zum Jahre 1724 trotz aller Versuche der Polen, mit Hilfe der katholischen Kirche die Macht in die Hände zu bekommen. Selbstverständlich hat es bei der Nähe der polnischen Landesgrenze schon zur Deutschordenszeit in Thorn polnische Einwohner gegeben, aber nur verhältnismäßig wenige und nur Glieder der niedern Volksschichten (Arbeiter, Fischer, Fährleute). Die Listen

der Thorner Ratsherren und Schöppen zeigen bis ins 18. Jahrhundert hinein nur deutsche Namen. Es ist daher für einen mit der Stadtgeschichte Vertrauten geradezu belustigend, wenn immer wieder versucht wird, den berühmten, hier geborenen Astronomen Nikolaus Koppernikus zu einem Polen oder wenigstens Halbpolen zu stempeln. Er war weder Ganz- noch Halbpole, sondern Deutscher. Sein Vater war aus dem damals in den führenden Kaufmannsfamilien noch stark deutschen Krakau nach Thorn eingewandert und hier bald altstädtischer Schöppe geworden, ein Beweis seines deutschen Volkstums, denn ein Geburtspole war damals in Thorn als Schöppe völlig unmöglich. Hier hatte er eine deutsche Thorner Patriziertochter geheiratet. Deren Sohn, also unser Nikolaus K., ließ sich als Student in Bologna in die Landsmannschaft der natio Germanorum einschreiben, obwohl dort neben dieser eine natio Polonorum bestand. Er hat nie eine Zeile polnisch geschrieben, sondern deutsch — in seinen gelehrten Schriften — lateinisch. — Also die Ratsgeschlechter Thorns waren deutsch, die Hauptmasse der Bürger ebenfalls. Von den Zinszahlern der Altstadt z. B. des Jahres 1401, die wir aus einer Liste kennen, kommen unter 793 Namen 20 — 30 wahrscheinlich polnische vor! Noch im Zeitraume von 1627 — 1703 sind unter den rund 750 einheimischen Bürgern, die die Bürgerlisten nennen, nur 24 (= 3 $\frac{1}{5}$ Prozent), die ihrem Namen nach polnisch sein können, darunter je drei Höker, Schneider, Schuster. Also auch die Handwerker hielten sich deutsch und zwar mit bewußter Strenge. Im Jahre 1549 halten die Züchner (Leineweber) darauf, keinen Lehrling zu nehmen, „der nicht selbst und sein Vater deutsch reden kann und guter deutscher Art Briefe bringt“. Erst das Jahr 1724 bot den Polen die erwünschte Gelegenheit zum Katholisieren und damit zum Polonisieren*. Nach dem Blutgerichtsurteil sollte fortan die Hälfte der Ratsherren, Schöppen und der Dritten Ordnung katholisch sein; ferner sollten Katholiken zum Bürgerrecht und zu den Innungen zugelassen werden, die Hälfte der Stadtsoldaten (ihre Offiziere sämtlich!) sollten fortan katholisch sein. Die Stadt konnte nicht umhin, schon im selben Monat Dezember, in dem das Urteil vollstreckt wurde, in den Rat vier, in das Gericht zwei Katholiken zu wählen, obwohl dieses keine freie Wahl war, auf

* Es gab zwar in Thorn zahlreiche polnisch sprechende Evangelische, aber nur hin und wieder einmal einen deutschen Katholiken, so daß hier katholisch gleich polnisch war.

die die Stadt nach ihren Privilegien ein Recht hatte, und obwohl sich unter den vier neugewählten Ratsherren zwei Auswärtige befanden, weil eben in ganz Thorn nicht vier für Ratsherrnposten geeignete Katholiken aufzutreiben waren. In den folgenden Jahren wurden des öftern Deputationen nach Warschau geschickt, um wieder ungehinderte Kürfreiheit zu erlangen; stets ohne Erfolg. Daher setzte man, wenn irgend möglich, die Kür aus und nahm nur eine neue Amterverteilung vor. Das war nicht bornierter, germanischer Chauvinismus, sondern Notwendigkeit, denn bei dem tatsächlichen Mangel an gebildeten, fähigen, sozial höherstehenden Katholiken (Polen) in Thorn war in Rat und Gericht kein gedeihliches Zusammenarbeiten mit Polen möglich.

Auch die Gewerke hielten sich noch nach 1724, obgleich jetzt Polen ungehindert das Bürgerrecht erhielten (ohne das kein Gewerbe ausgeübt werden durfte), ganz überwiegend deutsch. Und wie stark in den regierenden Ratskreisen noch lange nach dieser Zeit das deutsche Bewußtsein lebendig war, zeigt ein Vorfall aus dem Jahre 1787. Als sich damals nämlich ein Bewerber in einem lateinischen Schreiben um eine Sekretärstelle bemühte, äußerte ein Ratsherr das Bedauern, daß jener nicht Polnisch könne. Da erwiderte ihm der Vorsitzende tadelnd: ihn befremde eine solche Äußerung, da es notorisch und in der Verfassung begründet sei, daß ein Ratssekretär seinen Mund nur zur lateinischen und deutschen Sprache gebrauchen dürfe! — Und als dann im Jahre 1793 Thorn bei der zweiten Teilung Polens an Preußen fiel, zeigte sich dies Bewußtsein, daß es eine deutsche Stadt von jeher gewesen und noch sei, deutlich in der Weigerung des Rats, den Huldigungsseid mit den andern damals zu Preußen gekommenen polnischen Landesteilen in Posen zu leisten. Er erklärte, „Thorn sei eine deutsche und preußische Stadt, ja die älteste und erste Stadt in Preußen; sie sei nie zu den polnischen Städten gezählt worden, hätte nie Polen zu ihrem Vaterlande gehabt, indem sie davon an Nation, Sprache, Sitten, Rechten und Behörden gänzlich unterschieden wäre“. Deshalb bat sich die Stadt die Gerechtigkeit aus, gleich der verschwieberten Stadt Danzig außerhalb Polens huldigen zu dürfen. Diese Bitte wurde erfüllt, Thorn huldigte in Danzig.

Nur einmal ist Thorn rechtlich, aber eben nur staatsrechtlich, nicht der Hauptmasse der

Bevölkerung und ihrer Wesensart nach, eine polnische Stadt gewesen, während der 8 Jahre, da es nach dem Niederbruch Preußens bei Jena und Auerstädt durch den Tilsiter Frieden vom Juli 1807 zu dem durch Napoleon neugebildeten Herzogtum Warschau geschlagen wurde, bei dem es bis zum Ende der Freiheitskriege blieb.

Das deutsche Gesicht hat Thorn bis zum Ende des Weltkrieges behalten. Wohl beherrschte es in seinen Mauern eine starke polnische Minderheit, die ihren wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg der Zugehörigkeit zu Deutschland, der tüchtigen, in deutschen Schulen genossenen Bildung, der Gewöhnung an Arbeit und Ordnung verdankte, aber der überwiegend deutsche Charakter war und blieb bis zuletzt unverkennbar: 62 Prozent der Bevölkerung waren am 12. Januar 1919 deutsch, nur 37 $\frac{1}{2}$ Prozent polnisch; unter den eingetragenen Firmen befanden sich 89 Prozent in deutschem und nur 11 Prozent in polnischem Besitz, und von dem Grundbesitz im Stadtkreise gehörten über 94 Prozent deutschen und nur 4 $\frac{2}{3}$ Prozent polnischen Eigentümern.

Das ist nun freilich in den letzten Jahren gründlich anders geworden. Die Hauptmasse der Deutschen hat Thorn, unfreiwillig und leider auch freiwillig, verlassen. Von den 30000 deutschen Einwohnern sind nur wenig mehr als 3000 übriggeblieben. Auf den Straßen hört man fast nur noch die polnische Sprache, die Firmenschilder tragen polnische Aufschriften. Doch selbst wenn auch diese 3000 Zurückgebliebenen noch hinausgezwungen würden und die Laute der deutschen Sprache auf den Straßen und in den Häusern nirgends mehr gehört werden sollten: die Steine würden dann noch reden, die monumentalen Bauten der Vergangenheit, die Straßenzüge, die gewerblichen Anlagen, die Schienenwege, die den Verkehr von Thorn aus nach allen Richtungen hin lenken, die Eisenbahnbrücke über dem mächtigen Weichselstrom, die Dämme, die unsre Niederung vor verheerender Überschwemmung schützen — sie alle würden jedem, der solche Sprache zu deuten versteht, sagen: das ist deutsches Werk, deutsche Art.

Wir wollen an Hand der Abbildungen uns das äußere Bild unsrer alten Stadt vergegenwärtigen, wobei nach Gelegenheit noch einiges über den inneren Zustand gesagt werden wird.



Erläuterungen der Bilder:

Abb. 1. Plan von Thorn und Umgegend. Im Vordergrunde das zur alten polnischen Landschaft Kujavien gehörende Ufer der Weichsel mit der polnischen Zollburg Dzbau (heute: Dzbów), der Ansiedlung Meydan – hier beginnt die Straße nach Warschau –, dem Städtchen Podgorz, von dem die alten Handelsstraßen nach Posen und Breslau abbiegen, und den Dörfern Stäbchen (Stewken) und Rudak. Dicht am Flusse Niederungswiesen und Acker, dann ein Dünengürtel aus der Eiszeit, zum Teil mit Kiefern aufgeforstet. Die Weichsel mit angeschwemmten Sandbänken, deren größte, die Bazarinsel (auch Werder und Holm genannt), heute vielfach größer und mit alten, mächtigen Eichen gleichenden Weidenbäumen und Pappeln bestanden, als Stützpunkt für die Brücke diente. Am preussischen Ufer die Stadt Thorn. Der mittelalterliche Mauergürtel mit Türmen und Toren, damals noch völlig erhalten, dicht davor der Stadtgraben. Mauer und Graben, die die beiden Städte Alt- und Neustadt von Norden nach Süden schieden, deutlich zu erkennen. Der im 17. Jahrhundert um die mittelalterliche Festung gelegte Bastionenfranz mit seinem Wallgraben, zum Teil geschleift. – Im Zentrum der Altstadt der große Marktplatz mit dem Rathause; in der nordwestlichen Ecke, nahe der Stadtmauer die Marienkirche; südlich vom Marktplatz St. Johann. – In der Neustadt ebenfalls ein Marktplatz mit dem neustädtischen Rathause (zu Steiners Zeit in eine Kirche umgewandelt), südöstlich von ihr St. Jakob; in der nordwestlichen Ecke, nahe der Stadtmauer, St. Nikolai. – Zwischen die Alt- und Neustadt schiebt sich von der Weichselseite her wie ein Keil das Gelände des ehemaligen Deutschordensschlosses. Durch die Stadt fließt „der“ Bach (heute „die Bache“ genannt), dessen Wasser die Wallgräben füllte und Mühlen trieb. In nördlicher Richtung führen Landstraßen nach Kulm und Danzig (Graudenz). Westlich von der Festung, eng an sie anschließend, die Fischereivorstadt, nördlich die Kulmer Vorstadt, nordöstlich das Dorf Mocker. Die durch die Vorstädte und Mocker führenden Landstraßen haben noch jetzt (als Chausseen) genau denselben Lauf wie damals, auch die Teilung von Mocker in die Große und Kleine Mocker ist noch heute dem Volksmunde geläufig. Kraut = Kohl, oder wie man hier sagt: Kumpst. Nördlich von Mocker und nordwestlich von Thorn wiederum Dünenhügel. Auf einem derselben, dem sog. Galgenberge, stand der Galgen. Ganz dicht an der Stadt der Bäckerberg, ehemals von bedeutenderer Höhe, in der Folgezeit fast ganz abgetragen. – Wieschalle oder Wielany war damals und ist auch heute wieder ein Stadtgut. Die „Ziegelscheune“ westlich von Thorn, dicht an der Weichsel, war eine Ziegelei. Östlich von Thorn der Steilabhang des Weichselufers mit dem Ortchen Weinberg (im Mittelalter gab es um Thorn herum eine ganze Reihe von Weinbergen,

aus deren Trauben ein guter Bowlenwein gefeilt wurde) und der Trepposcher Mühle, idyllisch unter hohen Bäumen hart am Wasser gelegen.

Abb. 2. Thorn, von den Schweden während des Nordischen Krieges im Jahre 1703 bombardiert. Ein Bild jener Schreckensnacht des 24. September 1703, in der die Belagerung mit voller Wucht begann. Die Belagerer haben sich mit ihren Laufgängen (Approchen) bis dicht an die Wälle und Gräben der Stadt herangearbeitet. Auf den umliegenden Höhen (links bei A auf dem Bäckerberge und bei B auf dem Galgenberge, rechts bei P auf dem Steilufer der Weichsel, dem Weinberg) und auf dem linksseitigen Weichselufer bei der Zollburggrüne Dzbów stehen ihre Batterien. Die Brücke über die sog. polnische Weichsel, d. h. südlich der Bazarkämpfe, ist abgebrochen. In der Mitte die Stadt mit ihren ragenden Türmen und der sie verbindenden Stadtmauer (die geschichtsloser Unverstand aus „Verschönerungsgründen“ jetzt niederlegen und damit der alten Festung ihren Charakter einer schützenden, wehrenden Feste rauben will), ihren Kirchen, ihrem Häufergewirr. Am dunkeln Nachthimmel Granaten, Feuersglut und Rauch der in Brand geschossenen Häuser. Noch hat das herrliche altstädtische Rathaus (F) seine alte, schlanke Spitze, aber gleich werden es schwedische Bomben zur Ruine machen. – Es gibt noch mehrere mit der unseren übereinstimmende Zeichnungen dieses denkwürdigen Ereignisses, das damals die Öffentlichkeit weit und breit stark erregte.

Abb. 3. Thorn, von Süden gesehen. Das Stadtbild so, wie es im wesentlichen noch heute aussieht und durch seine Schönheit uns erfreut. Ganz links die Hütten der Fischerei-Vorstadt, in der hauptsächlich polnische Fischer und Schiffsleute wohnten, dahinter der Galgenberg (2) mit dem „Gericht“. Die Jungfernschanze dicht an der Weichsel (4), so genannt, weil sie auf dem Grund und Boden des ehemals hier gelegenen Nonnenklosters aufgeworfen wurde. An der Stadtmauer fällt der schiefe Turm (7) auf, der nach der Sage von einem Deutschordensritter zur Buße für seinen sündhaften Lebenswandel auf krummen Wegen so schief erbaut werden mußte, in Wirklichkeit aber sich infolge lehmigen Untergrundes geneigt hat. Das hl. Geist- oder Nonnentor (10), breiter und stattlicher als die übrigen Tore. Vom Seglertor (16) nimmt eine der damaligen Hauptverkehrsstraßen Thornns, die Seglerstraße, ihren Anfang. St. Marien (11), das Rathaus (15), die Pfarrkirche der Altstadt (17), St. Johann, damals außer mit dem riesigen Hauptturm noch mit einem schlanken Dachreiterchen versehen, die evangelische Pfarrkirche der Neustadt (26) [vorher Neustädtisches Rathaus], davor sich breit hinziehend der Hügel, auf dem einst das stolze Deutschordensschloß stand, von dem nur noch der Danzker (25: Pulverturm) erhalten ist; die katholische

Pfarrkirche der Neustadt (24), St. Jakob. Am Fuße der Stadtmauer die Schiffsbrücke, d. h. ein zum Aus- und Einladen der Rähne angelegter, hölzerner Ladekat; ferner gewerbliche Anlagen und der große Fachwerkbau der Winde.

Abb. 4. Thorn von Westen. Vom Bäckerberge aus gesehen. Auch hier im Vordergrunde Gärten, darunter der des Herrn Nalenz (28) mit seinem Gartenhäuschen (vgl. Abb. 40). Schön präsentiert sich von hier aus die alte St. Georgenkirche (4); aus der Ferne winkt der Turm der eine Meile von Thorn entfernten Kirche des Dorfes Gremboczyn (6); die Nikolaikirche (12), St. Marien (15) im Schmucke ihrer Giebel. Von hier aus besonders deutlich der aus dem Mittelalter stammende doppelte Mauerfranz mit seinen Türmen und Toren und davor gelagerten Bastionen.

Abb. 5. Thorn, von Norden gesehen. Der Zeichner hat diesen Prospekt von der Höhe einer durch die Schweden im Jahre 1703 bei der Belagerung aufgeworfenen Schanze aus gezeichnet. Im Vordergrunde Gärten und Häuser der Kulmer Vorstadt, die in der Franzosenzeit 1811 vernichtet und unter den neu angelegten, verstärkten Wällen begraben wurden; rechts (15) die Georgenkirche mit ihrem Hospital und den Bäumen ihres Kirchhofes; in der Mitte (18) Gartenhaus und Taubenschlag im schönen, großen Garten des ersten Geistlichen der altstädtischen Kirche, des um die evangelische Sache in Thorn hochverdienten Sentors Beret. Der „Cavalier“ (1) ist eine hohe Schanze, die von den Thornern 1703 zur Verteidigung angelegt worden war. — Der mittelalterliche Mauergürtel, in regelmäßigen Abständen von viereckigen Türmen und einigen Toren unterbrochen, ist heute bis auf wenige Reste abgerissen; davor (besonders im rechten Teile sichtbar) die später angelegten Wälle der Bastionen. Das Gerechte Tor (6), an dem die die ganze Neustadt von Norden nach Süden durchschneidende, schnurgerade Gerechte Straße beginnt (= richtige, gerade Straße, lat. via directa), auch Niklasporte genannt, weil unmittelbar dahinter das Nikolaikloster lag; bei 19 steigt die Bache in die Stadt hinein; die alte, kleine Hospitalkirche St. Lorenz (12); das alte Kulmer Tor (13) mit hohem Turm und geräumigem Vorbau (nicht mehr vorhanden); links daneben das Rundel des „Kahenschwanzes“, dessen Grundmauern noch heute stehen. — Unter den Kirchen zeichnet sich besonders die schlanke, schöne Schwarzmonchenerkirche St. Nikolai aus (7). Das Rathaus (10) mit seinem elenden Notdach (vgl. dazu die schöne Spitze auf Abb. 2); daneben das hohe Steildach des Artushofes. Die Weichsel ist nicht sichtbar, wohl aber am Horizont der Höhenzug jenseits des Flusses.

Abb. 6. Thorn von Nordosten. Ganz links vor der Schanze „Cavalier“ die kleine Katharinenkapelle (2), aus Fachwerk auf dem Katharinenkirchhofe für Leichenandachten gebaut (zeitweilig wurden in ihr auch Andachten für das neustädtische Gefinde gehalten); von ihr ausgehend, überquerte man auf der Katharinenbrücke den Stadtgraben, der sich um die fünfeckigen Bastionen legte, und gelangte durch das mit einem hohen Turm gesicherte mittelalterliche Katharinentor (4) in die Neustadt. Hinter den Bastionen die mittelalterliche Festungsmauer der Neustadt mit Schießscharten und Türmen. Eine beherrschende Stellung im Stadtbilde nimmt die alte, herrliche Pfarrkirche der Neustadt, St. Jakob, ein, deren Ehorgiebel ein Glanzstück mittelalterlicher Backsteingotik ist, und an die sich nach Süden zu Steiners Zeit die Gebäude eines Benediktiner-Nonnenklosters anlehnten; der zierliche Glockenturm (6) des

neustädtischen Rathauses (Dreifaltigkeitskirche); St. Johann (7); Artushof (12); altstädtisches Rathaus (13); Marienkirche (11) und Kulmer Tor (14) mit seinem Rundel gehören schon zur Altstadt. In der Neustadt jedoch lag auch die Nikolaikirche (9), ein Gegenstück zu St. Marien in der Altstadt; wie leicht und schlank strebt ihr schöner Treppengiebel mit dem zierlichen Mitteltürmchen empor! St. Lorenz (15) schon außerhalb der mittelalterlichen Stadt, aber noch eingeschlossen von den später angelegten Bastionen; Fortune (16), ein Gasthaus. Am Horizont die Hügel auf der kujavischen Seite der Weichsel.

Abb. 7. Das südliche, kujavische Weichselufer, von Thorn aus gesehen. Die Bazarinsel mit einem Dutzend Häuschen. Drüben das polnische Zollhaus (2) und das Dörfchen Meydani (3), ebenfalls aus nur wenigen Häuschen bestehend. Eine wichtige Rolle im Handelsleben jener Zeit spielte die Salzfederlage (5), Salzschoppe genannt (polnisch zupa), in dem das in Wieliczka von der polnischen Regierung gewonnene Salz lagerte und an Kaufleute abgegeben wurde; die Klosterkirche in Podgorz (7), erbaut 1644 für die Mönche des Reformatenordens, der die Grundsätze der Bettelorden in alter Reinheit und Strenge beobachten wollte, durch schlachten, gefälligen Aufbau bemerkenswert, mit noch gut erhaltener, unverdorben einheitlicher Innenausstattung. Die Annenkirche (9) des Marktleckens ist nicht mehr vorhanden; den dortigen Katholiken dient seit Aufhebung des Klosters die Klosterkirche als Pfarrkirche; die polnische Zollburg Dzbau (10). Das kleine Kirchlein (11) „darinnen einmahl des Jahres Ablass ist“, besteht nicht mehr.

Abb. 8. Altstadt. Rathaus, Grundriß des Hauptgeschosses. Während das Erdgeschoss in der Hauptsache dem Handel der Bürger diente (nach dem Markte sowie dem Innenhof zu Verkaufsgewölbe für Bäcker, Pfefferküchler, Höfer, Leinwandträger, Töpfer usw. sowie die öffentliche Wage), lagen im Hauptstock zu Steiners Zeit die Räume für die Stadtverwaltung. Wenn man von der Seite des Artushofes her (Süden) die Treppe hinaufstieg, gelangte man in einen geräumigen Vorsaal (11) vor der Ratstube, in dem jetzt ein schöner Schöppenstein aus dem Neustädter Rathause steht; die Ratstube selbst (12) war vom Bürgermeister Stroband mit sinnreichen Gemälden prächtig geschmückt, aber durch den Brand von 1703 auch zerstört, dann wiederhergestellt worden; der große Saal (19) [vgl. Abb. 12]; wieder ein großer Vorsaal (1), jetzt durch Einbau von Dienstzimmern zu einem schmalen Gange verengt; (2) die Königstube, so genannt, weil die polnischen Könige während ihres Aufenthalts in Thorn hier zu wohnen pflegten; (3) Gerichtsstube, d. h. Zimmer der sog. zweiten Ordnung für Beratung städtischer Angelegenheiten (die Schöppenstube, in der Recht gesprochen wurde, lag unten). Im Turme (7) war das städtische und das Landesarchiv untergebracht. In den Räumen (3 u. 4) fanden die verhängnisvollen Verhöre der im Jahre 1724 Beschuldigten und Hingerichteten und die Urteilsverkündung statt.

Abb. 9. Das Rathaus vor der Bombardierung. So sah es seit der durch den Holländer Anton von Obbergen zu Anfang des 17. Jahrhunderts bewirkten Erhöhung um ein Stockwerk und Verzierung durch Giebel und Ecktürmchen aus. Haus und Hauptturm aus Backstein, die Zierglieder an den Ecktürmchen und Giebeln aus Sandstein. Monumental im höchsten Sinne; die riesigen Mauerflächen des um einen viereckigen Hof gelagerten Kolosses straff gegliedert durch Pfeilerreihen und die in regelmäßigen

Abständen eingeschnittenen Fenster. Herrlich der riesige Hauptturm mit den aus seinen vier Ecken herauswachsenden Türmchen und der stolz emporstrebenden Spitze, die von einer Fahne und vergoldeten Krone gekrönt war. Von der Galerie oben, auf der die Kunstpfeser täglich geistliche Lieder bliesen, ein wunderbarer Rundblick. Vor dem Erdgeschosß Verkaufsstände, wie zum Teil noch heute.

Abb. 10. Dieses großartigste aller Rathäuser war seit der schwedischen Beschießung von 1703 eine jämmerliche Ruine. Der Turmhelm durch eine Granate fortgerissen, durch ein Notdach ersetzt; die Ecktürmchen des Hauptturms ihrer Helme beraubt; die Dächer der vier Gebäudeflügel flogen infolge Explosion dort lagernder Pulvervorräte in die Luft; die oberen und mittleren Geschosse brannten aus. Die Armut der Bürger ermöglichte nicht, in den folgenden Jahren an eine Wiederherstellung zu denken, das Thorner Blutgericht 1724 gab der Stadt vollends den Rest. So hat es denn über ein Menschenalter gedauert, bis man an den Ausbau der Ruine gehen konnte. Unterdessen nagten Wind und Wetter an dem Bau, wuchsen Gräser und Sträucher in den Rissen des Mauerwerks.

Abb. 11. Endlich, im Jahre 1738, war man so weit, das wiederhergestellte Rathaus in allen seinen Teilen von neuem in Gebrauch nehmen zu können. Wir sehen auf unserer Abbildung die Westseite. Da durch die Explosion und den Brand von 1703 die Mauer stark beschädigt wurde und sich drohend nach außen neigte, legte man ihr als Stütze einen Risalit (Erker) vor. In jener gegen stilistische Einheitslichkeit eines großen Baukörpers gleichgültigen Zeit, in der die Architekten ganz und gar nicht darauf ausgingen, ein altes Bauwerk „stilgerecht“ auszubauen oder zu erweitern, war es selbstverständlich, daß man diesem Risalit die damals lebendigen Formen des Barock gab; erst im 19. Jahrhundert fand man diese Stilmischung unerträglich und frisierte ihn auf Anregung des Herrn v. Duast gotisch. — An der linken Ecke steht ein großer, hölzerner Esel; solche Esel, farbig angestrichen, mit scharf zugespitztem und mit Eisenblech beschlagenem Rücken, werden (nicht nur in Thorn) mehrfach erwähnt; sie dienten zur Aufrechterhaltung der militärischen und zivilen Disziplin, denn auf ihnen mußten zur Strafe Soldaten und Zivilpersonen — einmal z. B. ein Reporter, der unwahre Zeitungsnachrichten verbreitet hatte — reiten, zum Gaudium der Vorübergehenden. (Zum Rathaus vgl. auch die Abbildung in „Deutscher Wille“ 5, Jahrg. 5.)

Abb. 12. Rathaus, großer Saal im Hauptgeschosß. Der ganze Westflügel mit Ausnahme einer Stube in der Südwestecke ist ursprünglich ein großer Saal gewesen. Zu Steiners Zeit war er schon etwas verkürzt, aber immer noch von ansehnlicher Länge. In ihm wurde unter feierlichem Zeremoniell das Resultat der Ratsklur verkündet, in ihm fanden die Huldigungen der drei Ordnungen vor den polnischen Königen (oder ihren Legaten) nach der Krönung statt; in ihm wurden auch lange Zeit hindurch (seit 1605) Hochzeiten der Bürger gehalten. Zwischen den Fensterpfosten Wappen der alten Ratsfamilien, die vorher in der Marienkirche gehangen hatten. Die Balken der Decke mit Ornamenten geziert.

Abb. 13. Das schmiedeeiserne Gitter auf dem Balkon des Risalits an der Westseite des Rathauses. Thorner Arbeit.

Abb. 14. Ein Portal zur Ratsstube. Das Gewände aus Sandstein mit einer Inschrifttafel in klassischem Latein stammt noch aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, die Tür

jedoch ist vom Thorner Tischlermeister Hohlmann in dreijähriger Arbeit hergestellt und mit Intarsia (Einlegearbeit aus verschiedenfarbigen Hölzern, Elfenbein, Perlmutter) reich geschmückt.

Abb. 15. Der Danzker des Deutschordenschlosses (zu Steiners Zeit als Pulverturm benutz). Als die Thorner 1453 die Ordensburg stürmten und die Mauern niederrissen, blieben von dem einst so stolzen, ältesten aller Ordenschlösser nur Fundamente und unbedeutende Mauertrümmer (die Ecke des Kapitelsaales) und eben der Danzker übrig. Diese Danzker, die sich an allen Ordenschlössern befinden, und deren Name in einer nicht mehr nachweisbaren Beziehung zu Danzig stehen dürfte, waren die Hauptabteilungen der Burgbesatzung und lagen stets an einer schon von Natur geschützten Stelle des Burgbezirks. — Der die Zufahrtsstraße zur Burg überspannende Bogen trägt den vom Hauptgebäude zum Danzker führenden Gang. Das Dach des Turmes ist ein elendes Notdach. Durch die Pfeiler des Danzker hindurch sieht man die ehemalige Ordensmühle, die von der die Stadt durchfließenden Bache getrieben wird. Rechts Reste einer Mauer, die den Hauptburgbezirk gegen die Vorburg abschloß.

Abb. 16. St. Jakob, die katholische Pfarrkirche der Neustadt. Sie ist von 1309 an in einem Zuge in etwa einem Menschenalter hergestellt, dann in späterer, aber auch noch gotischer Zeit durch angefügte Seitenkapellen verbreitert worden. Von besonderem Reiz ist der schöne Chor mit seinen schlanken Strebepfeilern, durch farbig glasierte gelbe, grüne, dunkle Formsteine im Wechsel mit solchen der natürlichen Ziegelfarbe überreich geziert. St. Jakob ist die einzige Basilika (überhöhtes Mittelschiff, niedrigere Seitenschiffe) in Thorn. Der eigentliche Typ der mittelalterlichen Kirche im Deutschordenslande ist die Hallenkirche (Haupt- und Seitenschiffe von gleicher Höhe). Die Masse des Turms, von gewaltigen Abmessungen, ist durch Fensteröffnungen und zahlreiche Buzblenden, in die früher noch farbige Maßwerkfiguren eingerigt waren, gegliedert. Das Zwillingssdach an Stelle eines einheitlichen, hohen, viel schöner wirkenden Daches in späterer Zeit aufgesetzt. — Die Kirche ist von so hervorragender künstlerischer Wirkung, daß der Altmeister der Kunstforschung des Deutschordenslandes, der Restaurator der Marienburg, Steinbrecht, ihren Bau den Thornern nicht zutraute, sondern (ohne zwingende Gründe) annahm, der Deutsche Orden selbst habe sie errichtet.

Abb. 17. St. Marien, von Westen. Eine nicht sehr glückliche Wiedergabe dieses für spätere Backsteinkunst des Ordenslandes charakteristischen Baues. Hallenkirche mit langem, hohem Chor. Verzicht auf äußeres Zierat, den die gotischen Kirchenbaumeister mit ihren Strebepfeilern und Steinornamenten in so reichem Maße lieben. Die riesigen Mauermassen nur durch die hohen Fenster und wenigen Bildnischen unterbrochen. Unter dem Dache ein einfaches, um die ganze Kirche laufendes Maßwerkband. Lediglich am Chor von außen sichtbare, einfache Strebepfeiler. Nur die Giebel, der östliche Chorgiebel und die Giebel der drei Schiffsdächer reich und leicht gestaltet. Leider sind im 19. Jahrhundert diese drei Schiffsdächer mit ihren Ziergiebeln abgerissen, durch ein schwer lastendes, plummes Dach mit erschreckend nüchternem Giebel ersetzt worden. An die Nordseite der Kirche (vom Beschauer aus links) schloß sich das Kloster der Franziskaner an, das in evangelischer Zeit bis zum bösen Jahre 1724 ein deutsches Gymnasium beherbergte (vgl. auch die Abbildung in „Deutscher Wille“ 5, Jahrg., Nr. 5).

Abb. 18. St. Nikolai. Schon frühzeitig siedelten sich die Dominikaner in der Neustadt an (1263), wenig später nur als die Franziskaner in der Altstadt. Hier der Grundriß ihrer Kirche und ihres Klosters. Die Kirche, ein unsymmetrischer Bau, zwei Schiffe mit gangartigem Nebenschiff auf der einen, mit in die Strebebögen eingebauten Seitenkapellen auf der andern Seite. Ein langer, hoher Chor, in dem die Chorstühle der Mönche standen. Nördlich anschließend das Kloster: in der Mitte der Klostergarten und -friedhof, umgeben vom Kreuzgange; dann die für den Mönchskontent nötigen Räume, die Kapelle (ursprünglich wohl Kapitelsaal), das Refektorium (Speisesaal), Küche und Rohmühle; im Obergeschoß die Zellen der Mönche. Die Bache fließt dicht am Kloster vorbei und sorgte für Spülung des Danzlers, den wir uns darübergebaut denken dürfen. — Die ganze Anlage dem jetzigen Staatsgymnasium gegenüber. Kloster und Kirche wurden 1824 und 1834 niedergehauen.

Abb. 19. St. Nikolai von Südosten. Die unsymmetrische Anlage der Kirche ist sichtbar in zwei Schiffen, von denen das nördliche zum Chor verlängert ist, dessen Wände fast ganz aufgelöst in Strebebögen, zwischen denen hohe Fenster eine Fülle von Licht einließen. In die Ecke zwischen Südschiff und Chor eine Kapelle eingeklemmt. Schöne Giebel. Ein Jammer, daß diese hervorragende Kirche abgerissen worden ist!

Abb. 20. St. Nikolai von Nordosten. Der mittelalterliche Bau war zu Steiners Zeit noch gut erhalten. Deutlich tritt hervor der schöne hohe Chor mit den schlanken Fenstern. Am Kloster ist in späterer Zeit manches geändert worden. Der Schaugiebel des Nordflügels modern, barock verputzt. Die Inschrift lautet: domum istam protege, domine, et angeli tui custodiant muros eius, Herr, schütze dieses Haus, und deine Engel mögen seine Mauern bewahren!

Abb. 21. St. Georg. Ende des 14. Jahrhunderts als Kirche des Georgenhospitals für Aussätige vor den Toren der Stadt in der Kulmer Vorstadt erbaut. Das Hospital diente nach Erlöschen des Aussatzes, der im Mittelalter in ganz Europa und so auch im Deutschordenslande zahlreiche Opfer forderte, gelegentlich zur Aufnahme von Pestkranken, zuletzt als Altersheim für die ärmere Bevölkerung. Die Kirche wurde seit der Reformation für Gottesdienste der polnisch sprechenden Evangelischen der Vorstädte benutzt und im Jahre 1811 von den Franzosen aus fortifikatorischen Gründen abgerissen. — Ein einfacher, ansprechender Bau. Die Schauseite mit ihrem Treppengiebel, dem darauswachsenden achteckigen, durch Blendengliederungen Turm, dem besonders betonten Haupteingange (ihm zur Seite runde Treppentürmchen) — ein Beweis dafür, mit wie feinem künstlerischen Geschick auch die Bauten zweiten Ranges damals behandelt wurden.

Abb. 22. Eine Grabkapelle auf dem St. Georgenkirchhofe. Besonders reich gestaltet die beiden eisernen Gitter. Im Innern die Gräfte der Familien Weiß und Böbner. Dr. Simon Weiß (sein Vater und Großvater waren Prediger an der damals noch evangelischen Marienkirche), ursprünglich Arzt und Ratsherr, dann Bürgermeister und Burggraf, † 1738, hat sich besonders um die geistige Kultur Thorn's verdient gemacht; für die studierende Jugend und die Bibliothek des Gymnasiums setzte er Legate aus. Johann Georg Böbner war ein reicher Thorner Kaufmann und Ratsherr; seine Frau, eine geborene Bernecke, hatte für allgemeine Zwecke eine offene Hand. Als die im Nordischen Kriege verwüstete St. Georgenkirche wiederhergestellt wurde, ließ sie auf ihre Kosten die Decke malen.

Abb. 23. Neustädtische evangelische Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit, Grundriß. Als neustädtisches Kaufhaus 1303 auf dem neustädtischen Marktplatz erbaut, und zwar vom Deutschen Orden, die Anbauten aber von den Bürgern. Das Hauptgebäude ein langes Rechteck; dann in einiger Entfernung, parallel zu ihm noch ein langes, niedriges Haus, das von seinen Giebelseiten aus durch Mauern mit jenem verbunden wurde; zwischen den beiden Gebäuden entstand so ein geräumiger Hof, in den die mit Waren beladenen Wagen einfuhren. Als die Jakobskirche 1667 den Evangelischen genommen wurde, stellte ihnen der Rat dies Gebäude, das seinen ursprünglichen Zwecken schon längst nicht mehr diente, zum Gottesdienst zur Verfügung. Es wurde zur Kirche umgebaut und bot bis zu seinem wegen Baufälligkeit im Jahre 1818 erfolgten Abbruch der neustädtischen evangelischen Gemeinde eine würdige Andachtsstätte. Haupteingang an der einen Längseite; vier Mittelstützen tragen die flache Holzdecke, Orgel- und Seiteneinpore. Nachträglich angebaute Glockenturm. In dem Parallelgebäude wohnten ein Prediger und Kirchenbeamte.

Abb. 24. Dreifaltigkeitskirche, von Südosten. Man sieht, daß auch das niedrigere Parallelgebäude noch aus gotischer Zeit stammt, wenn es auch später erneuert worden ist.

Abb. 25. Dreifaltigkeitskirche, von Nordwesten. Ein mächtiges Dach, zwei stattliche mit Blendfenstern und Zinnen verzierte Treppengiebel, ein zierliches Türmchen, das in Nachahmung des altstädtischen Rathhausturmes mit vier Ecktürmchen geschmückt ist. Der Glockenturm Fachwerk. Hauptgebäude und Verbindungsmauer zum Parallelgebäude zeigen die Formen der gotischen Zeit. Angebaute Verkaufsbuden. (Vgl. auch die Abbildung in „Deutscher Wille“, 5. Jahrgang, Nr. 5.)

Abb. 26. Der Altar der Dreifaltigkeitskirche. Ein echtes Barockgebilde, vier gewundene Säulen, verköpftes Gebälk; auf dem obersten Gesimse Vater, Sohn und heiliger Geist (Taube). Vor der Mensa schmiedeeiserne Gitter. Das Ganze natürlich farbig und stark verguldet zu denken. Ebenfalls farbig die Decken (Streublumenmuster) und der untere Teil der Wände (Vorhängemuster). Unten der Grundriß.

Abb. 27. Der Artushof. Artushöfe gab es in Deutschland nur im Bereiche der Ostseeküste, in Stralsund, Danzig, Elbing, Braunsberg, Königsberg, Riga, Reval (Schwarzhaupterhaus) und in den Städten, die mit dieser in lebhafte Verkehr standen, in Marienburg, Kulm, Thorn. In ihnen hielten die Bruderschaften vornehmer Bürger, die sich zur Pflege ritterlicher Geselligkeit, der Frömmigkeit und sozialer Betätigung zusammengetan hatten, nach dem Vorbilde der sagenhaften Tafelrunde des Königs Artus von England, „Hof“. Der gebräuchlichere Name für den Thorner Artushof war jedoch Compenhaus (Compen = Kumpan, Geselle); auch Gilde, Junterhof kommt vor. — Erbaut wurde das hier im Bilde wiedergegebene Haus 1385 (die „Bruderschaft St. Georgii zu Hoffe im Compenhause“ war aber schon 1310 gestiftet). Im Jahre 1802 fiel es der Spitzhacke zum Opfer; an seine Stelle trat ein Ressource-Theatergebäude, das Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts ebenfalls abgerissen und durch den gegenwärtigen Neubau ersetzt wurde.

Der Artushof war ein stattliches Gebäude mit hohem, ursprünglich wohl treppenförmig abgestuftem Giebel und zierlichen achteckigen Erkertürmchen, ähnlich denen am Thorner und Danziger Rathhausturme und gleich diesen

damals vermutlich mit einfachen, spitzen Pyramidendächern gedeckt. Ein stolzer Zug nach oben ist der Schauffeite aufgeprägt, die Schwere des Mauerwerks überall durch zahlreiche, rhythmisch verteilte Blenden gemildert. Anfang des 17. Jahrhunderts erfuhr der Bau eine gründliche Ausbesserung und teilweise Erneuerung; das Erdgeschoss putzte man ab und schnitt Diamantquadern ein, streute zahlreiche Stuckornamente und Fruchtgehänge über die Fläche, modernisierte den Giebel, verfaß die Ecktürmchen mit leicht geschweiften Kupferhelmen und brachte in den Blenden zahlreiche, farbige Bilder an: Wappen der Hansastädte, sämtliche polnischen Könige im Krönungsornat, griechische und römische Helden, Allegorien von Tugenden.

Der einzige Raum des Erdgeschosses war eine tiefe, über zwei Säulen spitzbogig gewölbte Halle, verhältnismäßig niedrig, über 6 m hoch, aber zum Trinken und Blandern gerade deshalb recht gemütlich. Auf den fest eingebauten Bänken saßen, nach dem Stande streng gesondert, die Bruderschaften: die vornehmen Georgs-, die einfacheren Reinholds-, die Marienbrüder. An den Wänden hingen hinter den Bänken Wand- und Banklaken (Teppiche); andere Teile der Wände waren mit Bildern geschmückt: dem Drachentöter St. Georg, den hl. Drei Königen, der hl. Katharina und der hl. Maria. Auf der Schenkbank prangten Zinngefäße, im „Schoff“ (Spind) stand das kostbare Silberzeug, von dem leider nur ein Stück noch heute vorhanden ist (im Thorner Museum), eine in Silber gefaßte, auf silbernem Fuß stehende „indianische“ (Kokos-) Nuß. Waffen und Schilde hingen umher, ein Brunkharnisch, den des Nic. Copernicus Schwager gestiftet, die angebliche Rüstung der vier Haimonskinder u. a.; liebten es doch die vornehmen Bürger, nach Ritterart im „Stechen“, im Turniere sich zu tummeln. — An Festtagen schwangen sich Männer und Frauen in der Halle im Tanz, zu dem die „Pfeifer“ auf der Musikepore aufspielten.

Zum Artushofe gehörte noch der nach dem Abfalle Thorns vom Deutschen Orden zwischen Altstadt und Schloß, hart an und auf der Grabenmauer nach der Weichsel hin erbaute „Junkergraben“, später Junkerhof genannt, in dem die Artusbrüder sich des Sommers erlustigten.

Im Jahre 1386 wurde Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenstein mit seinen Gebietigern von dem Räte (dem Patrone der Artusbrüder) bei seiner Anwesenheit in Thorn auf den Artushof geführt und hier „traktiert“, 1466 hier der zweite Thorner Friede geschlossen, der den Deutschen Orden die Hälfte seines Reiches, das Land rechts und links der Weichsel, darunter auch Thorn, kostete. — Nach dem Thorner Blutgericht, 1725–56, diente der Artushof der altstädtischen evangelischen Gemeinde als „Kreuzkirche“, während des Siebenjährigen Krieges vier Jahre lang den russischen Truppen als griechisch-orthodoxe Kirche.

Abb. 28. Die Hauptwache, Ecke Breiten- und Seglerstraße. Im Jahre 1601 unter dem berühmten Thorner Bürgermeister Stroband erbaut, der auch das Rathaus um einen Stock erhöhte und inwendig herrlich schmückte, die Ökonomie (Abb. 31) baute und sonst viel für die Stadt tat. Die Hauptwache diente den Stadtsoldaten und Arrestanten zum Aufenthalt. Ein Stadtsoldat geht eben vor seinem Schilderhaufe auf und ab, er wird präsentieren, sobald ein Ratsherr vorüberkommt, die ganze Wache aber ins Gewehr treten lassen, wenn einer der Herren Bürgermeister erscheint. — Auch hier ein Esel für Disziplinarstrafen.

Abb. 29. Das Zeughaus. Erbaut 1697 in der St. Annengasse (heute Copernicusstraße). Doch gab es schon vorher ein Zeug- oder Buzenhaus. In ihm standen im unteren Geschoss eiserne und bronzene Geschütze, lagen aufgeschafte Kanonenkugeln und andere Geräte; im oberen Geschoss hingen und lagen Harnische, Handwaffen, Handgranaten, Trommeln, Fahnen; 1702 inspizierte König August der Starke in höchst eigener Person die hier liegenden Waffen und Munition; alles mußte nach dem Falle Thorns den Schweden ausgeliefert werden. Im 19. Jahrhundert zur Pachthofsniederlage umgebaut.

Abb. 30. Das Spinn- und Spendehaus in der Schloßstraße, wo heute das städtische Krankenhaus steht. — Kurz vor dem Thorner Blutgericht für arbeitsscheue Herumtreiber und arme Kranke 1723 erbaut; ein Tuchmachermeister gab den hier Untergebrachten Unterricht im Wollspinnen. Auch dieser einfache Nützlichkeitsbau mit Geschmack hingestellt. Seine Errichtung, zu der in der ganzen Stadt durch Sammlungen bei den Bürgern Mittel aufgebracht wurden, verzögerte sich länger als man dachte, während die Spenden für das gleichzeitig unter dem Patronat eines Ratsherrn neu eingerichtete Schützenhaus reichlicher flossen. Ein hitziger Prediger ließ sich daraufhin auf der Kanzel zu der Äußerung hinreißen, „daß sich weit eher ein Patron gefunden, das Schieß- und Saushaus aufzurichten, als ein christliches Werk zu fördern“, was zu sehr ärgerlichen Streitigkeiten führte.

Abb. 31. Das Gymnasium. Von Bürgermeister Stroband 1601 als „Ökonomie“ oder „Studenten-Barfüche“ eingerichtet, d. h. als Internat für auswärtige ärmere Schüler des Thorner Gymnasiums, die hier unter Aufsicht eines Lehrers wohnten und beköstigt wurden. Als dann nach dem Blutgericht vom 7. Dezember 1724 das deutsche evangelische Gymnasium aus dem Marienkloster hinausgeworfen wurde, brachte man es in dieser Ökonomie unter und eröffnete in ihr am 9. April 1725 den Unterricht. Sie beherbergte die Klassen Suprema, Prima, Secunda, Tertia und den Rektor, der hier seine Amtswohnung hatte. Zu Steiners Zeit war die Zahl der Schüler gering, da bei den elenden Verhältnissen der Stadt nur wenige auswärtige Schüler hier ihre Bildung suchten. Sie trugen übrigens damals Degen und duellierten sich zuweilen. — Links unten waren das Auditorium (der große Hörsaal) und die städtische Bibliothek, in den oberen Geschossen die Schulklassen untergebracht; den mittleren Teil bewohnte der Rektor; der Gebäudeteil rechts war Küche, Holzstall und Karzer. Im Jahre 1855 wurde das neu hergestellte Gebäude des jetzigen Staatsgymnasiums bezogen. Am 1. Oktober 1921 kehrte die deutsche Filiale des Gymnasiums in die alten, mittlerweile recht altersschwach gewordenen Räume zurück.

Abb. 32. Die Winde oder der Kran am Weichselufer an der „Schiffbrücke“ vor dem Heiligen Geist-Tore diente zum Ein- und Ausladen schwerer Waren und zum Einsetzen und Ausholen der Mastbäume. An derselben Stelle stand schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Kran. Der hier abgebildete wurde durch den Altermann der Schipperbruderschaft zu Steiners Zeit gebaut. Nicht mehr vorhanden.

Abb. 33. Das Schießhaus (heute Schützenhaus genannt) im Schützengraben, d. h. in dem Graben, der das Deutschordensschloßgebäude von der Altstadt trennte. Links davon der obere Teil des (abgebrochenen) Kesseltors zu sehen. — Es wurde 1722 erbaut (oder umgebaut). Hier übte sich die Schützengilde im Gebrauch ihrer Waffen,

trank, spielte Karten und Regel und rauchte aus holländischen Tonpfeifen. Die Schützenbrüder spielten im Thorner Leben eine große Rolle, der Schützenkönig war abgabenfrei und erhielt außerdem 400 Gulden „zur Ergötzlichkeit“. Das Königsschießen wurde mit großem Gepränge begangen.

Abb. 34. Das Jesuitenkolleg. Die Jesuiten hatten sich gegen den Willen der Stadt Ende des 16. Jahrhunderts hier niedergelassen und die Johanniskirche in ihre Gewalt bekommen. In deren nächster Nähe, Ecke Bader- und Jesuitenstraße, richteten sie ihr Kolleg ein. Im Jahre 1699 erbaute ihnen an dieser Stelle der kujawische Bischof Domski einen prächtigen Palast, drei Stockwerke hoch, mit prunkvollem Erker über dem Haupteingange und reicher Stuckverzierung. Die ovalen Stuckrahmen umschlossen farbige Bilder, „italico more al fresco“ gemalt, Allegorien echt barocker Art zur Verherrlichung der katholischen Kirche und des Jesuitenordens. — Das Eckhaus rechts gehörte jenem Bürgermeister Berneck, der 1724 ebenfalls zum Tode verurteilt, dann aber begnadigt wurde. Neben ihm, auf unserer Abbildung nicht sichtbar, stand in der Seglerstraße die Jesuitenschule.

Abb. 35. Das Bischofshaus. So genannt, weil es vom Bischof Domski (vgl. zu Abb. 34) 1693 nach „welscher Bauart“ errichtet wurde. Diesem mochte es in Thorn, das nicht zu seinem, sondern dem Kulmer Bistum gehörte, besser behagen als in dem kleinen Leslau (Wloclawek), seinem Residenzorte, daher baute er sich hier dieses schöne Absteigequartier (wie solche viele Klöster und Bischöfe in größeren Städten hatten). Nach welscher Bauart: überreich ist es mit kräftigen Stuckreliefornamenten bekleidet, mit Frucht- und Blumengewinden, Palmzweigen, flatternden Bändern. Über dem Portal (vor ihm ein sogenannter „Beischlag“) das Wappen des Bischofs. Der Herr dieses palazzo hat sich nicht allzu lange dieses Absteigequartiers bedient, da er bald nachher nach Krakau übersiedelte. Einer seiner Nachfolger wohnte 1715 monatelang darin; 1738 kaufte es der kurlische Bischof Grabowski, um hier ständig zu residieren, woran er aber durch Verfehlung gehindert wurde. — Im 19. Jahrhundert war dieses Haus lange Zeit Gasthof (hôtel de Danzig), dann bis 1913 Offizierskasino des Infanterieregiments Nr. 61. — Nur die Fassaden der beiden Mittelgeschosse sind im alten Zustande erhalten, und auch da bröckeln die Stucke, weil nichts für ihre Erhaltung geschieht, ab. Erd- und Dachgeschoss sind in nächster Art nach Abschlagen des Stuckes erneuert und verhässlicht worden. — Beide Häuser, Jesuitenkolleg und Bischofshaus, haben seinerzeit in Thorn Aufsehen erregt, was wir daraus ersehen, daß noch mehrere andere Bürgerhäuser in jenen Jahren ähnliche reiche Stuckfassaden erhielten.

Abb. 36. Palais Meißner. Bürgermeister Meißner, ein wohlverdienter Mann († 1740) ließ dieses Haus „nach Leipziger Art“ am Altstädter Markte in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts ausbauen. Es ist breiter als die sonst in Thorn üblichen, schmalen Festungshäuser; ein Beischlag fehlt. Die Freude am üppigen, bewegten Stuckschmuck der Fassade ist vergangen, man liebt es jetzt, durch klare Gliederung, durch ruhige, nur leicht durch flache Pilaster und sparsam verteilte Ornamente belebte Flächen zu wirken und durch große Fenster viel Licht in das Treppenhaus und die Zimmer hineinzulassen. — Im Jahre 1798 kaufte der Staat dieses schöne Patrizierhaus, ließ den Putz abschlagen und es klassizistisch neu verputzen.

Es wurde Akzisehaus und beherbergt augenblicklich das Finanzamt (Kasa skarbowa). — Am rechten Rande der Abbildung ein echt gotisches, altes, schmales, hohes Bürgerhaus.

Abb. 37. Haus Fenger in der Brückenstraße, 1742 erbaut, in demselben Stile wie das vorige. Noch bedeutend breiter und höher als jenes. Gut gegliedert. Die Mittelachse mit der Haustüre besonders betont. Reiche Gitter vor den Fenstern des Erdgeschosses; bescheidener, kleiner Beischlag zu beiden Seiten des Einganges. — Das Haus ist in seinem Baukörper noch erhalten, nur schändlich „vereinfacht“, d. h. seiner Schönheit beraubt. — Fenger war ein reicher Kaufmann, 1744 ff. Vorsteher der St. Georgenkirche. Er starb im Januar 1747, hat sich kaum fünf Jahre lang seines stattlichen Hauses freuen können. — An diesen beiden letzten Häusern sehen wir deutlich, wie ein neues Ideal des Wohnhauses auftaucht: hell, geräumig, zurückhaltend mit äußerem Schmuck, der dafür mit feinsten künstlerischer Überlegung angebracht wird.

Abb. 38. Gartenhaus Nalenz. Schon ehe Rousseau die Rückkehr zur Natur forderte und es für wohlhabende Stadtfamilien Mode wurde, auch außerhalb der Stadt ein Haus zu besitzen, hatten die Thorer Bürger draußen vor dem Tore in der schönen Vorstadt ihre Gärten, wo sie ihr Obst und Gemüse zogen und die schöne Sommerzeit, soweit es Geschäft und Haus erlaubten, zubrachten. So auch Herr Stadtschreiber (später Bürgermeister) Nalenz, der sich in seinem Garten ein bescheidenes, aber geschmackvolles Gartenhaus im Jahre 1737 erbaute, in dem er es sich nach des Amtstages Last und Hitze wohl sein ließ und sich seiner goldenen Ehrenkette freute, die ihm der polnische König 1739 verlieh.

Abb. 39. Gartenhaus Reyher. Adam Reyher, aus Elbinger Patriziat, altstädtischer Schöppe, der sich um die Wiederherstellung des Rathauses verdient gemacht hat, ließ sich in seinem Garten ein viel einfacheres Gartenhaus, einen schlichten Fachwerkbau mit Balkon, setzen. Dafür aber wurde der Garten selbst um so feiner nach französischem Geschmack eingerichtet: eine Fontäne in der Mitte, genau symmetrisch abgezeichnete Blumenbeete, geschorene Hecken, eine gewölbte Laube.

Abb. 40. Hof in Prąpizel. Erbaut 1737. Prąpizel war ein Thorer Stadtgut. Der Rat ließ dort eine Bierbrauerei anlegen, die ein sehr beliebtes Weißbier lieferte, dessentwegen es viel Streit mit den sich in ihrem Erwerbe geschädigt fühlenden Thorer Brauern gab, und eine Branntweindrennerei, ferner eine Mühle. In dem abgebildeten schlichten Hause mit dem Mansarddache und dem vorgezogenen Mittelgiebel wohnte der Verwalter.

Abb. 41. Barbarten. Ein heute sehr beliebter Ausflugsort der Thorer mitten im schönsten Walde, zu Steiners Zeit in recht öder Umgebung. Das elende, baufällige Fachwerkkirchlein stammt, nach der Art des Bindewerks zu urteilen, noch aus dem Mittelalter. Damals nämlich schon war es ein Ziel für zahlreiche Wallfahrer, die hier zur hl. Barbara beteten. Vier römische Kardinalé stellten ihnen im Jahre 1475 einen Ablassbrief aus. Noch heutigentages strömt die katholische Bevölkerung dieses Ablasses wegen an jedem dritten Pfingstfeiertage hinaus, und unter den grünen Bäumen entfaltet sich dann lebhaftes Volkstreiben.

Abb. 42. Leibisch, ein Bauerndorf an der Drewenz unweit ihrer Einmündung in die Weichsel. Schon zur Deutschordenszeit wichtig, weil an einem fließenden Wasser,

dessen Kraft gewerblich ausgenutzt werden konnte, und dicht an der Landesgrenze gelegen. Der Orden legte dort eine Mahl-, Walk- und Kupfermühle u. a. an. Die Stadt erhielt das Dorf mit diesen Anlagen vom polnischen Könige nach ihrem Abfall vom Orden zugewiesen. Im Jahre 1734 wurden alle diese Werke während der damaligen Thronstreitigkeiten von einem polnischen Konföderationsmarschall niedergebrannt. — Unsere Abbildung zeigt, wie malerisch dieses alte Dorf mit seinen vielen gewerblichen Anlagen damals ausgesehen hat.

Abb. 43. Kulm. Die Stadt liegt herrlich auf dem hohen Steilufer der Weichsel, 40 km stromabwärts von Thorn. Unvergleichlich der Anblick der turmreichen Feste vom jenseitigen Ufer aus. Fast alle hervorragenden Gebäude stammen noch aus dem Mittelalter, die alte Stadtbesetzung ist gut erhalten. Die Dominikanerkirche (2), heute evangelische Kirche, hat einen überaus schönen Schausegel; die Pfarrkirche (6) ist ein hervorragendes Bauwerk; die Franziskanerkirche (7) merkwürdigerweise mit einem Glockenturm versehen, entgegen der Gewohnheit der Bettelmönche; ein reizendes, kleines Nonnenkirchlein (9) neben dem Nonnenkloster. Nur das Rathaus mit seinem spitzen Turm (5) stammt aus nachmittelalterlicher Zeit. Die Strauchinsel (14), heute Nonnenkämpfe

genannt, mit großen Bäumen bewachsen, ein schöner Naturpark.

Abb. 44. Graudenz. Graudenz gehörte im Mittelalter zu den kleinen Städten und konnte mit Thorn nicht in Vergleich kommen. Erst in neuerer Zeit hat es sich kräftig entwickelt. Vom Deutschordensschlosse (1) heute nur noch der runde Hauptturm, der Klimeck, erhalten, daher unsere Zeichnung, die die ganze Anlage des Hauptgebäudes, des Danzkers usw. erkennen läßt, für die Lokalforschung von großem Wert ist. Die Pfarrkirche hatte damals noch einen schönen, schlanken Turmhelm, jetzt ein niedriges, unschönes Notdach. Auch hier in Graudenz wurde das Rathaus den Evangelischen zum gottesdienstlichen Gebrauch überwiesen. Eigentümlich die zahlreichen Speicher, die, auf steilem Ufer liegend, zugleich nach dieser Seite hin die Stadtmauer bilden.

Abb. 45. Strasburg in Westpreußen (jetzt Pommerellen). Auch hier war zu Steiners Zeit das Deutschordensschloß, in dem im 17. Jahrhundert gleichzeitig eine schwedische Prinzessin aus dem Hause Wasa, eine treue Freundin und Beschützerin der Evangelischen, residierte (sie wurde in der Thorer Marienkirche beigesetzt), noch gut erhalten, während heute außer dem Hauptturm nur noch Trümmer vorhanden sind.

Walisak

Die photographischen Aufnahmen der hier abgebildeten Zeichnungen des Steiner-Albums sind sämtlich von Herrn Photograph Gerdorn in Thorn angefertigt worden.

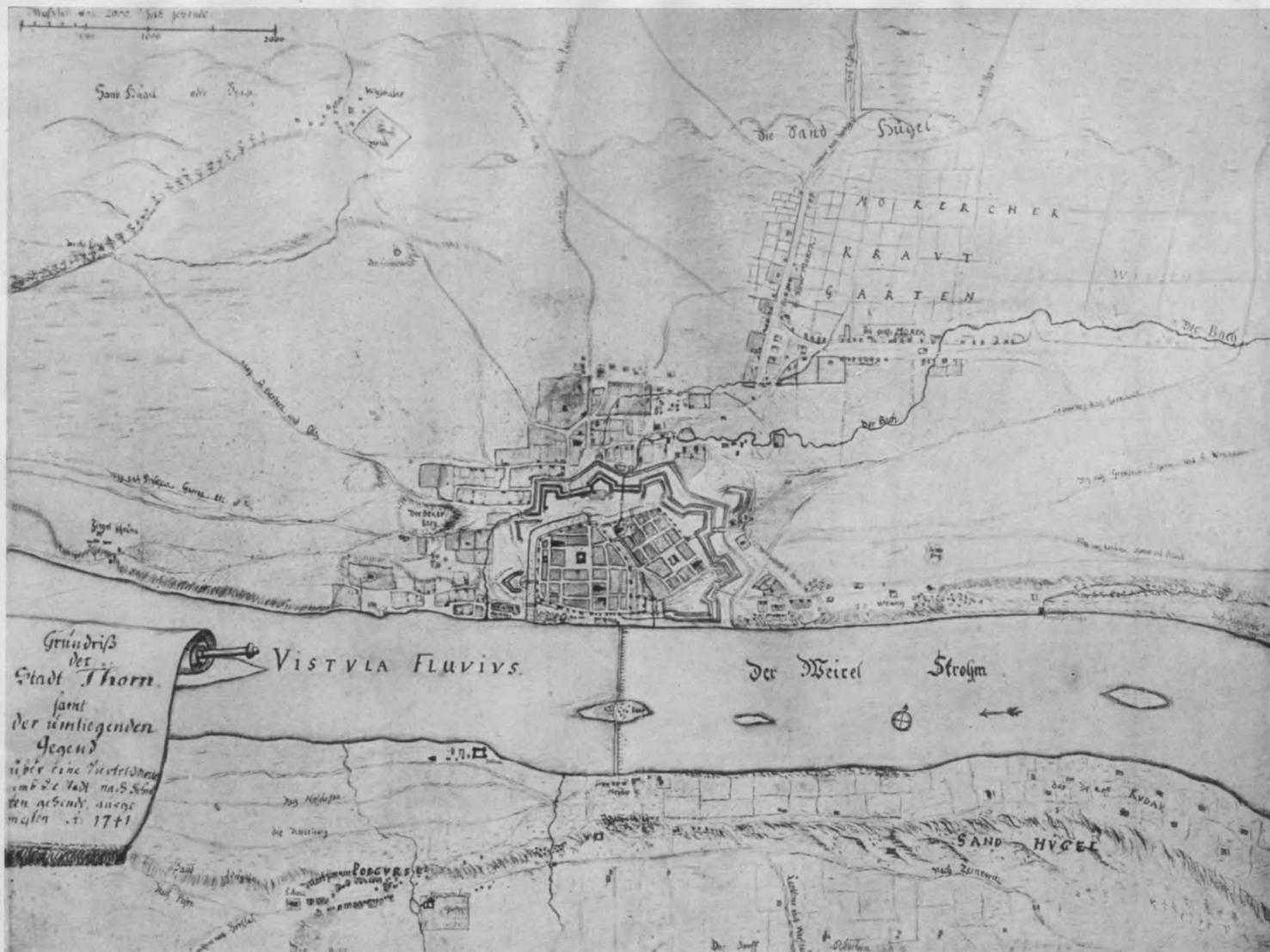


Abb. 1. Plan von Thorn und Umgegend.



Abb. 2. Die schwedische Belagerung Thorn's im Jahre 1703.



Abb. 3. Thorn von Süden.

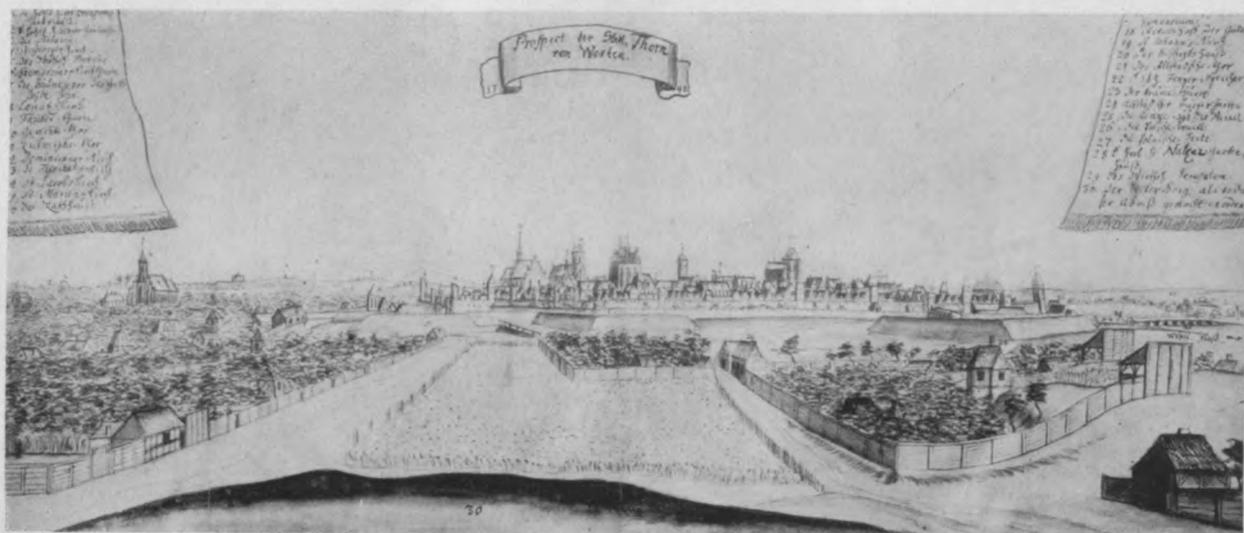


Abb. 4. Thorn von Westen.



Abb. 5. Thorn von Norden.



Abb. 6. Thorn von Nordosten.

Die hier Seite des Thurnischen Rathhauses
vor der Bombardierung von Orlow
anzusehen

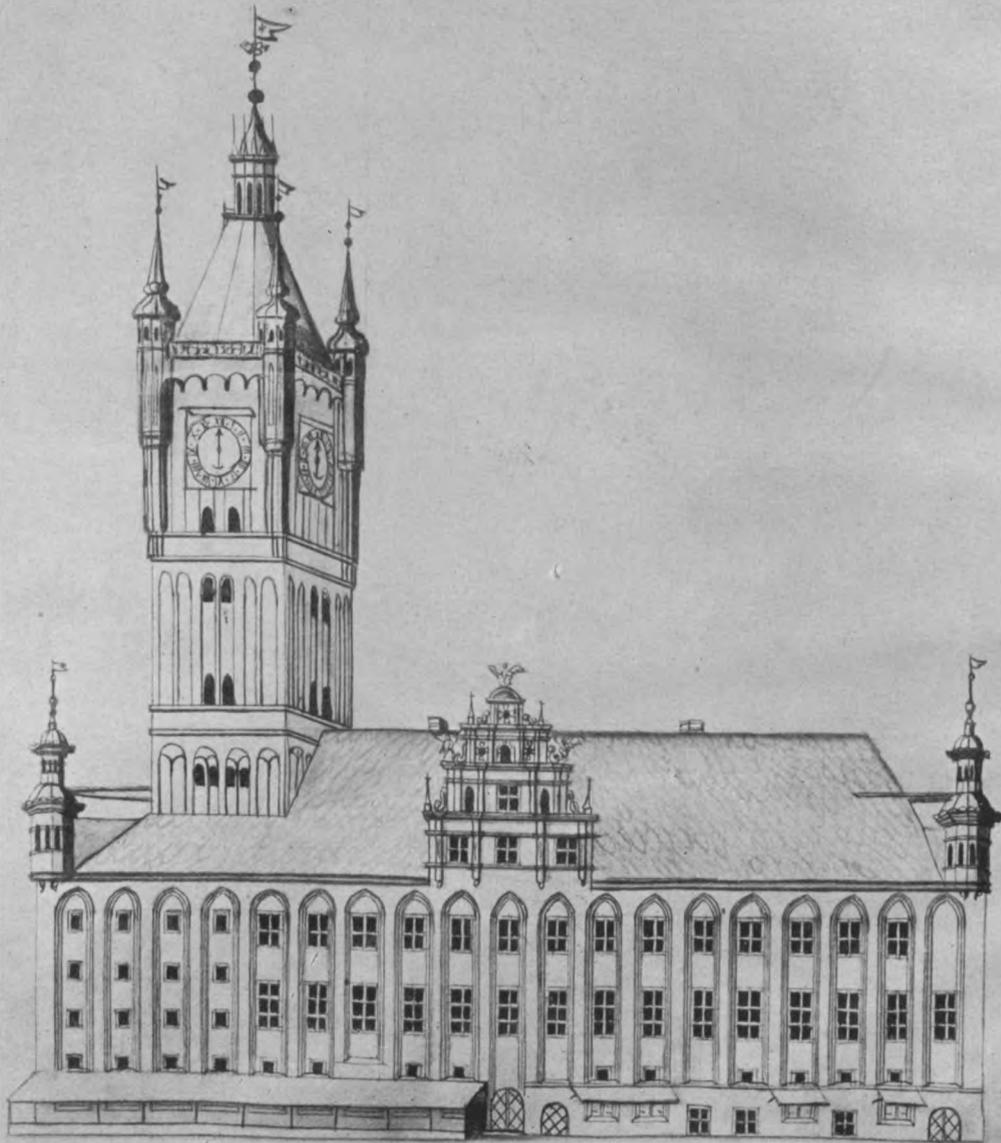


Abb. 9. Das Rathaus vor der Bombardierung.

Das Thornische Rath. Haus, wie es in der
Bombardirung, ruiniert worden.

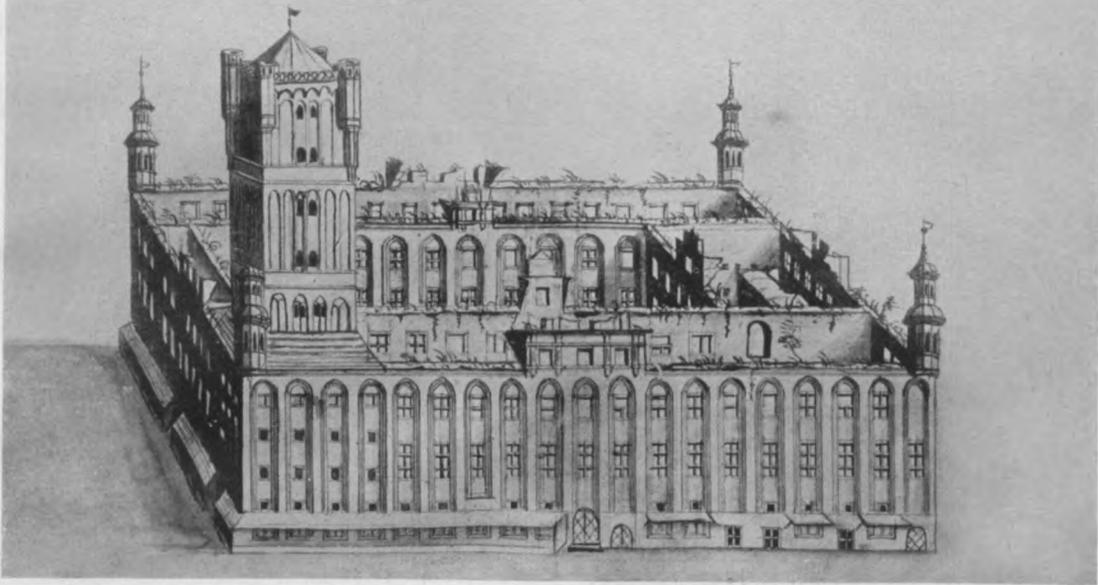


Abb. 10. Das Rathaus nach der Belagerung von 1703.

Die West-Seite, des wiederhergestellten Rath. Hauses,
und dessen ausgebaute Erdler.

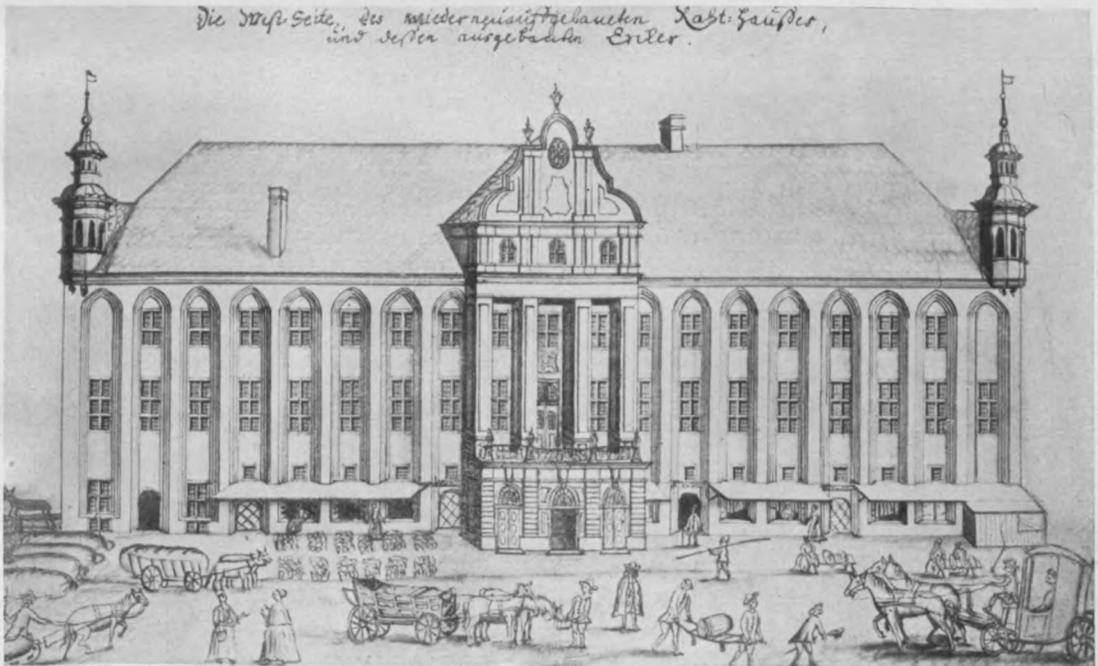


Abb. 11. Westfront des wiederhergestellten Rathauses.

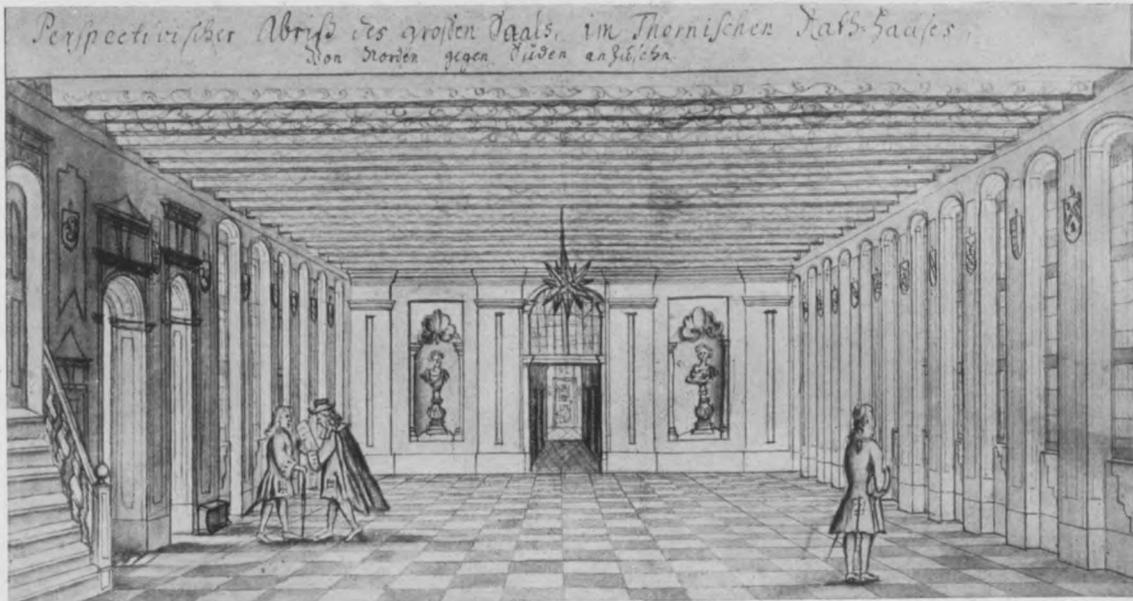


Abb. 12. Der große Saal im Rathhaus.

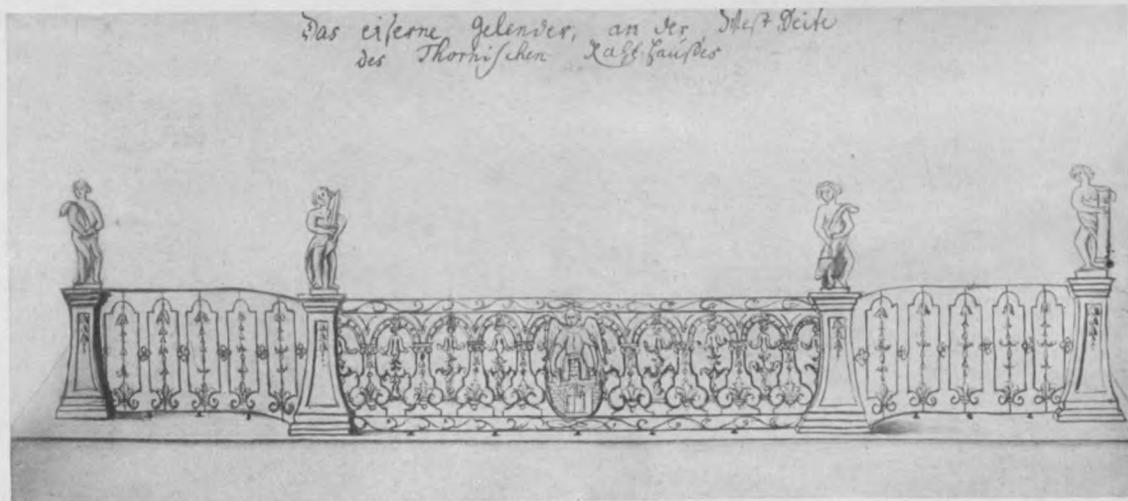


Abb. 13. Eisernes Balkongitter am Rathhaus.

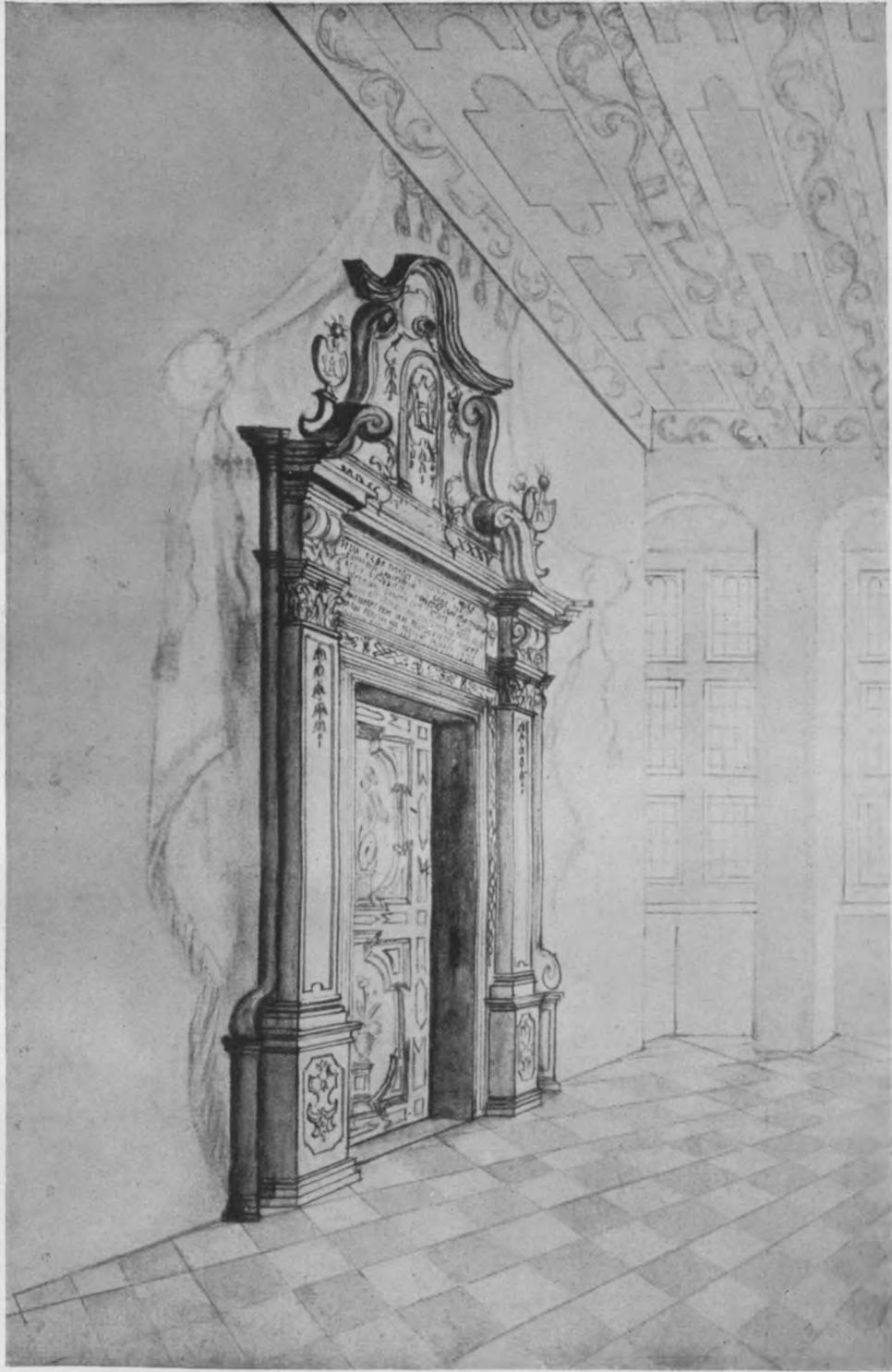


Abb. 14. Ein Portal zur Ratsstube.



Abb. 15. Der Danzker des Deutschordensschlosses.



Abb. 16. St. Jakob, die katholische Pfarrkirche der Neustadt.

Ein anderer Abriß der St. Marien-Kirche
in Thorn.

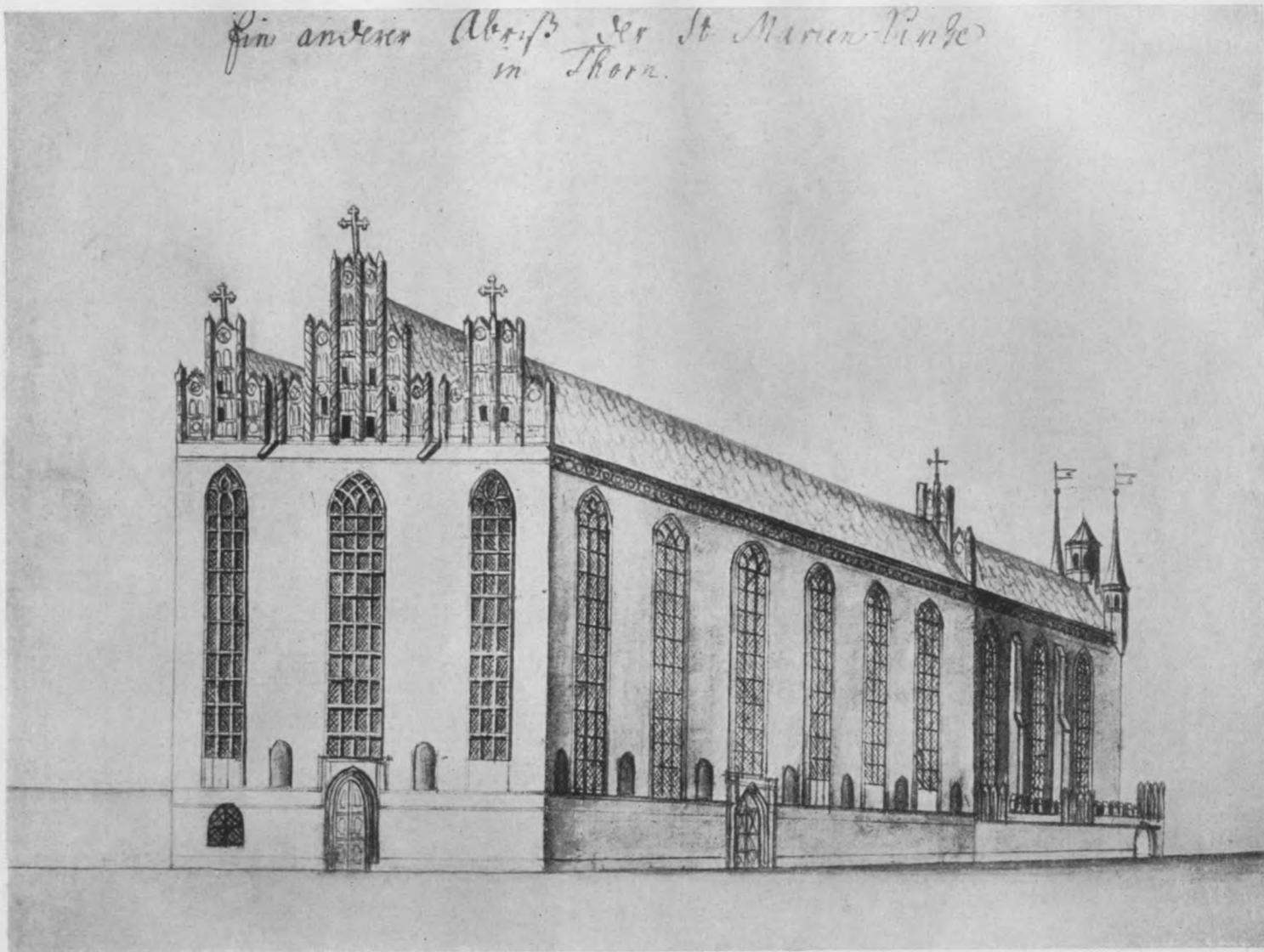


Abb. 17. St. Marien von Westen.

Die Dominicaner - Kirche, nebst dem Kloster, von der andern Seite

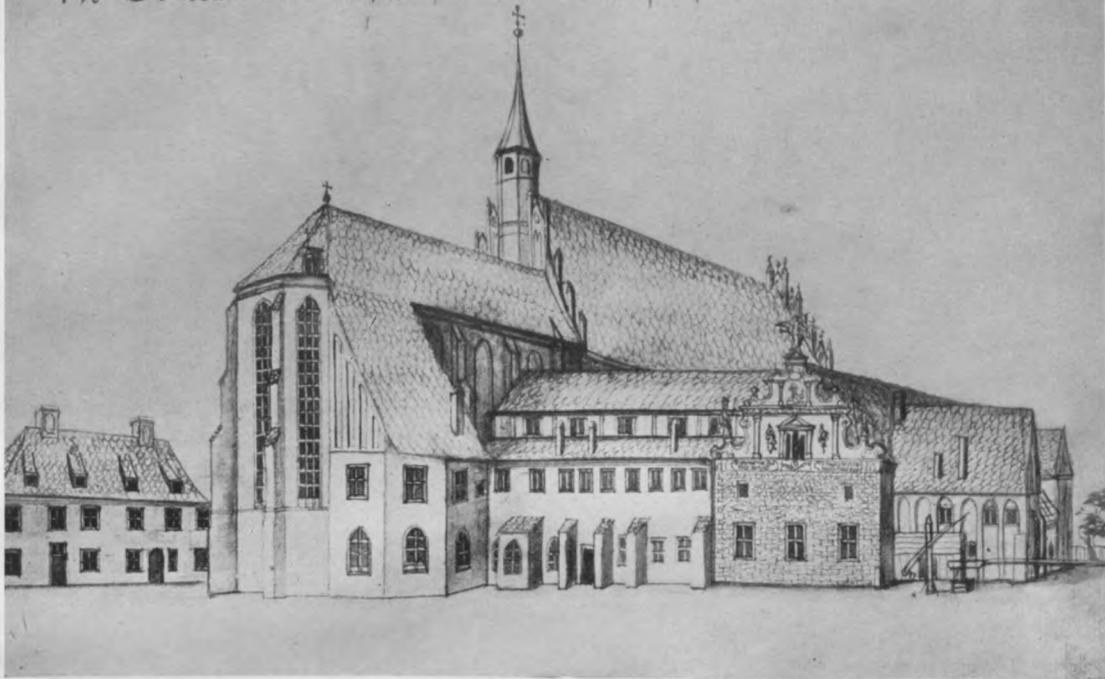


Abb. 20. St. Nikolai von Nordosten.



Abb. 21. St. Georg.

Die neuverbaute Capelle des heiligen Georgen die Gebrüder erste beywönlige Kaiser Josephs 2ten Kaiserin
 Simon Dileit und 2. des heil. St. Sabina und 3. St. Agathe, wie sich solches samt dem eisernen
 Geißel-Platzen, unter Georgen Ring. d. 1770

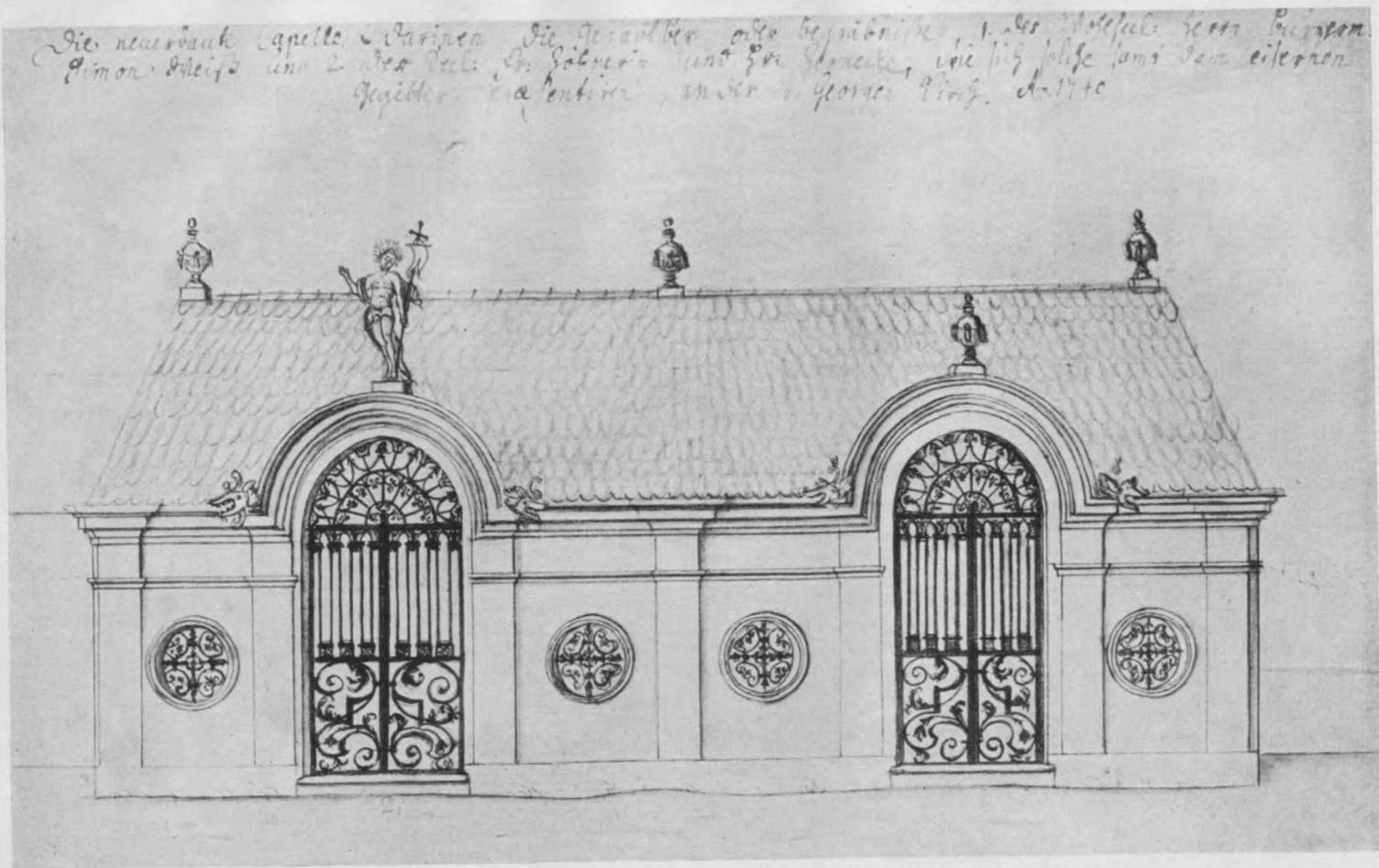


Abb. 22. Eine Grabkapelle auf dem St. Georgenkirchhof.

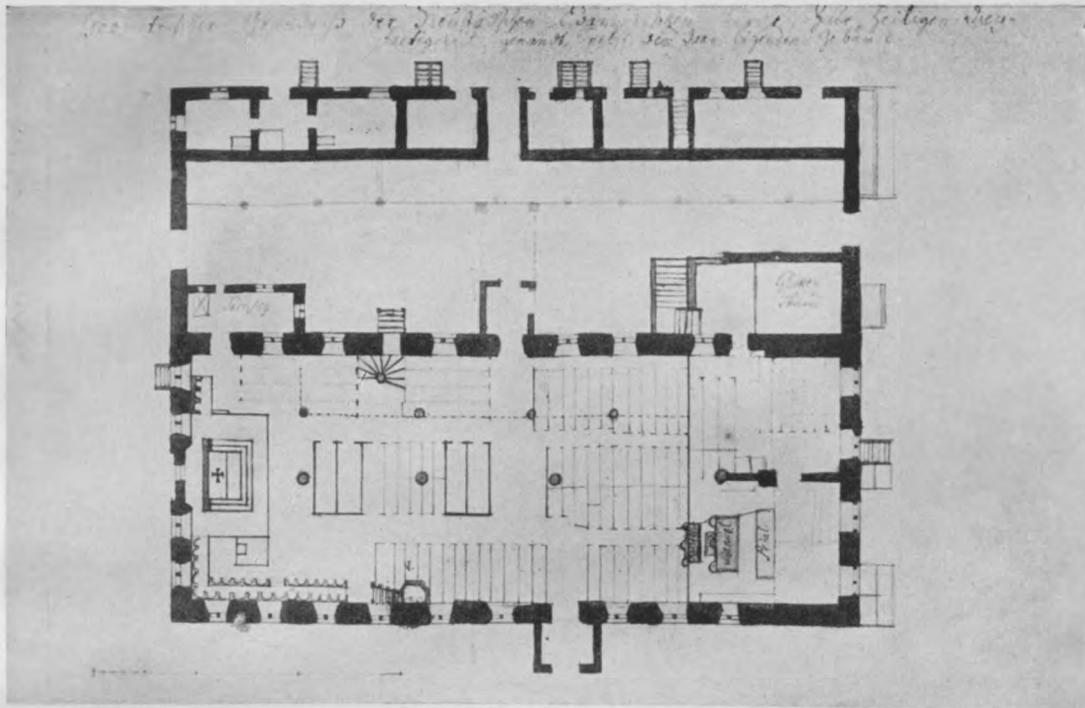


Abb. 23. Grundriß der Neustädtischen evangelischen Kirche.



Abb. 24. Neustädtische evangelische Kirche von Südosten.

Perspectivischer Abriß
der St. Trinitatis-Kirche
in Thoro

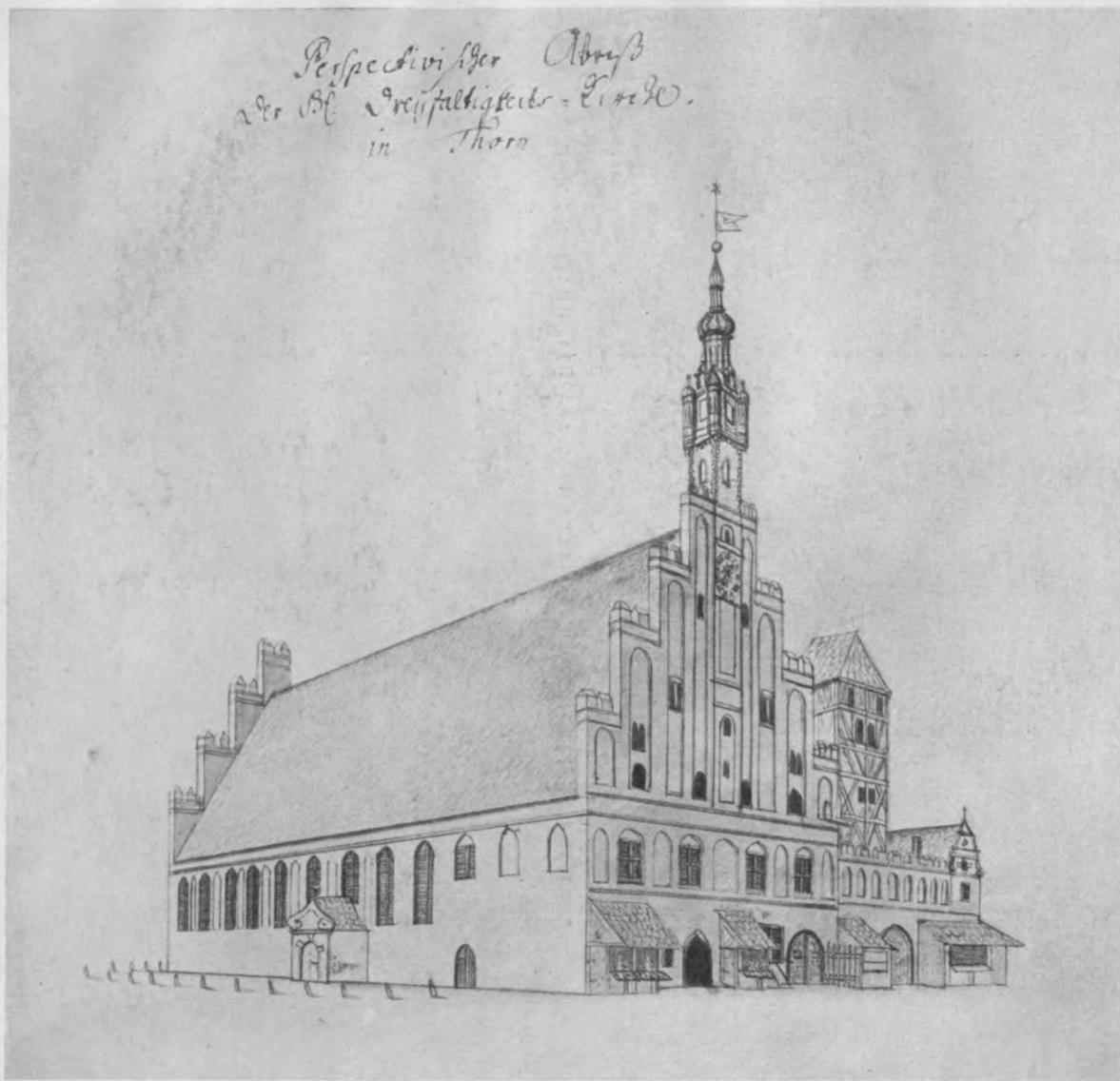


Abb. 25. Neustädtische evangelische Kirche von Nordwesten.

Perspectivischer Grundriß und Vorstellung des
Altars in der H. Dreifaltigkeitskirche.

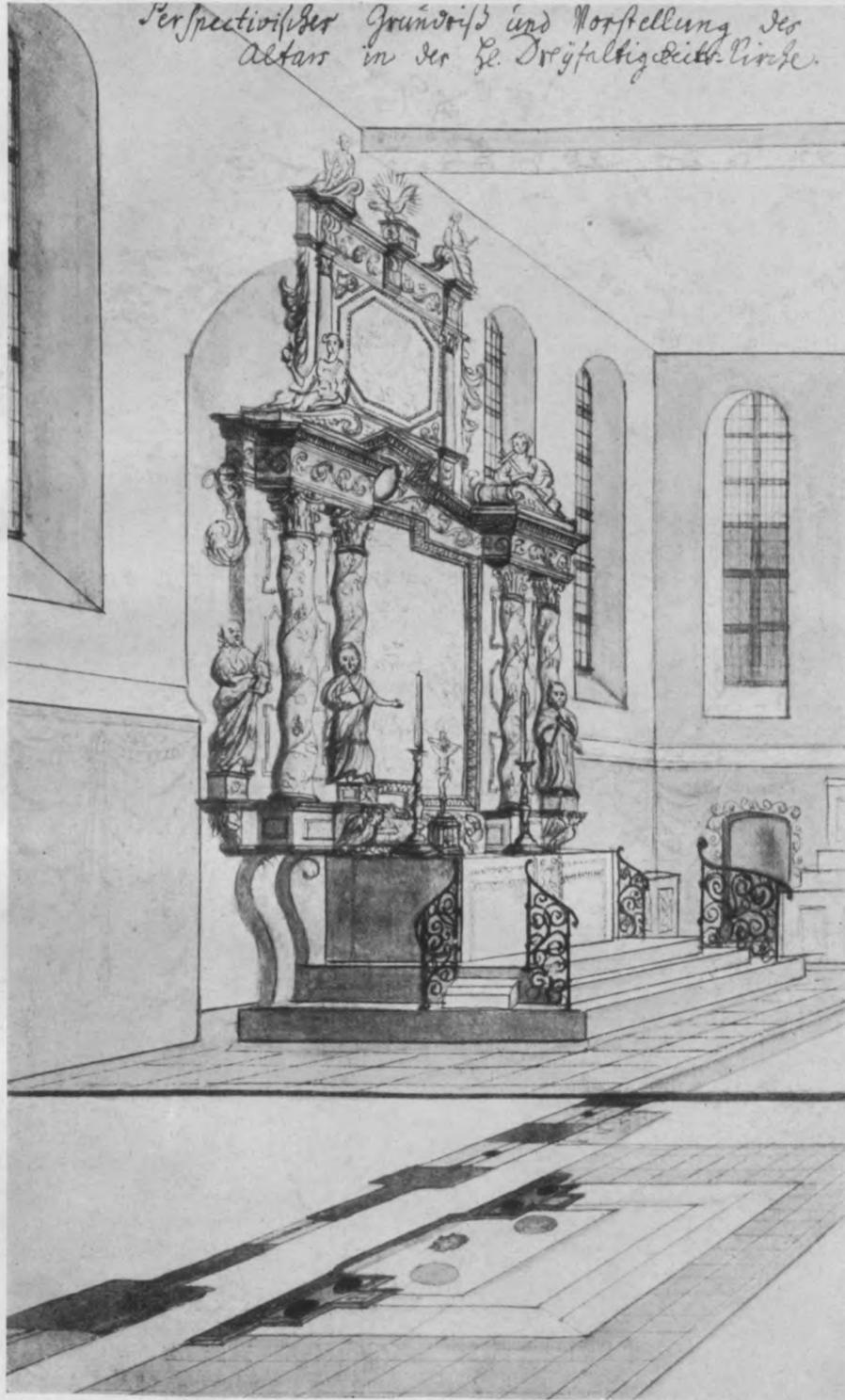


Abb. 26. Altar in der Neustädtischen evangelischen Kirche.

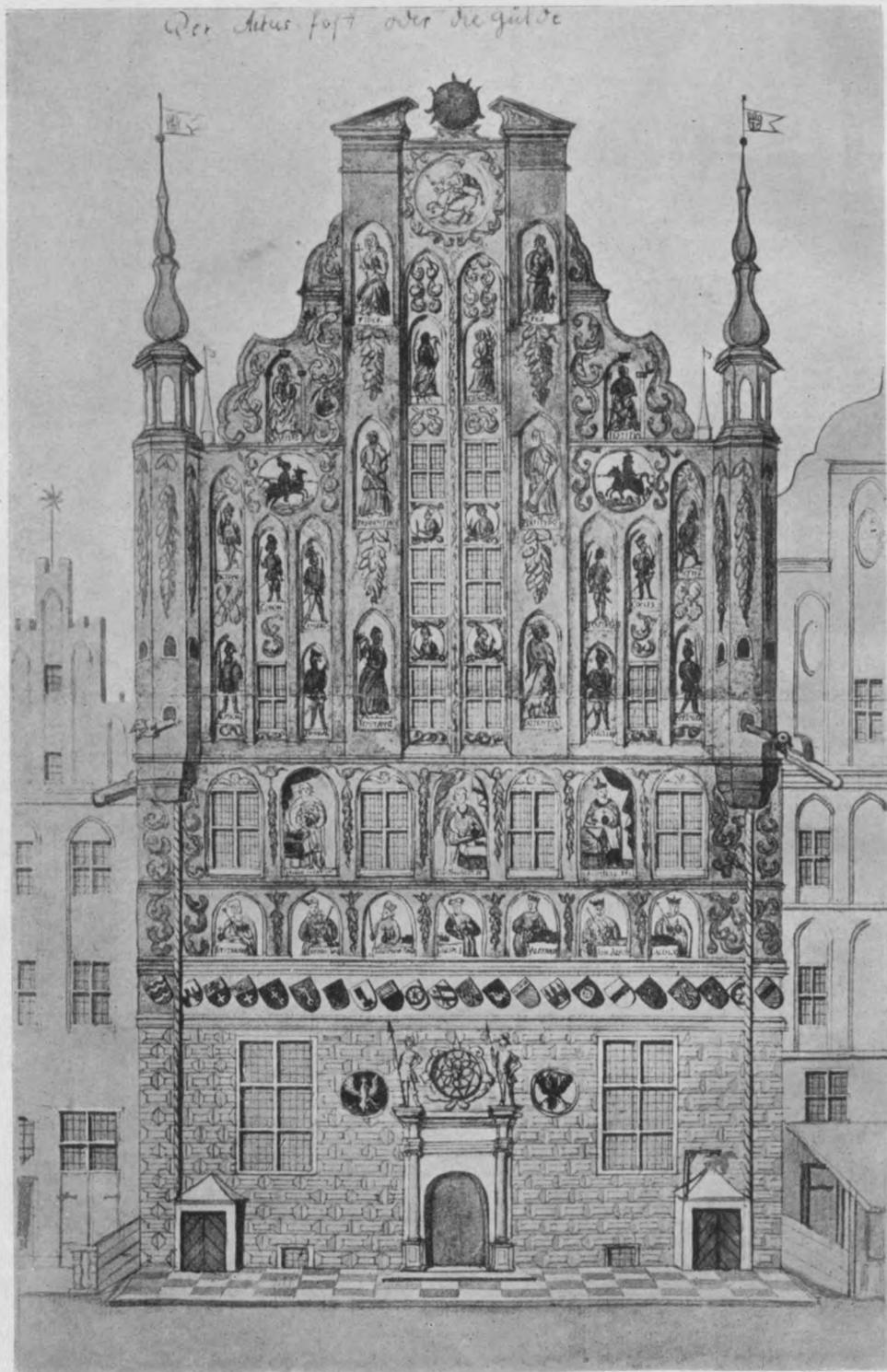
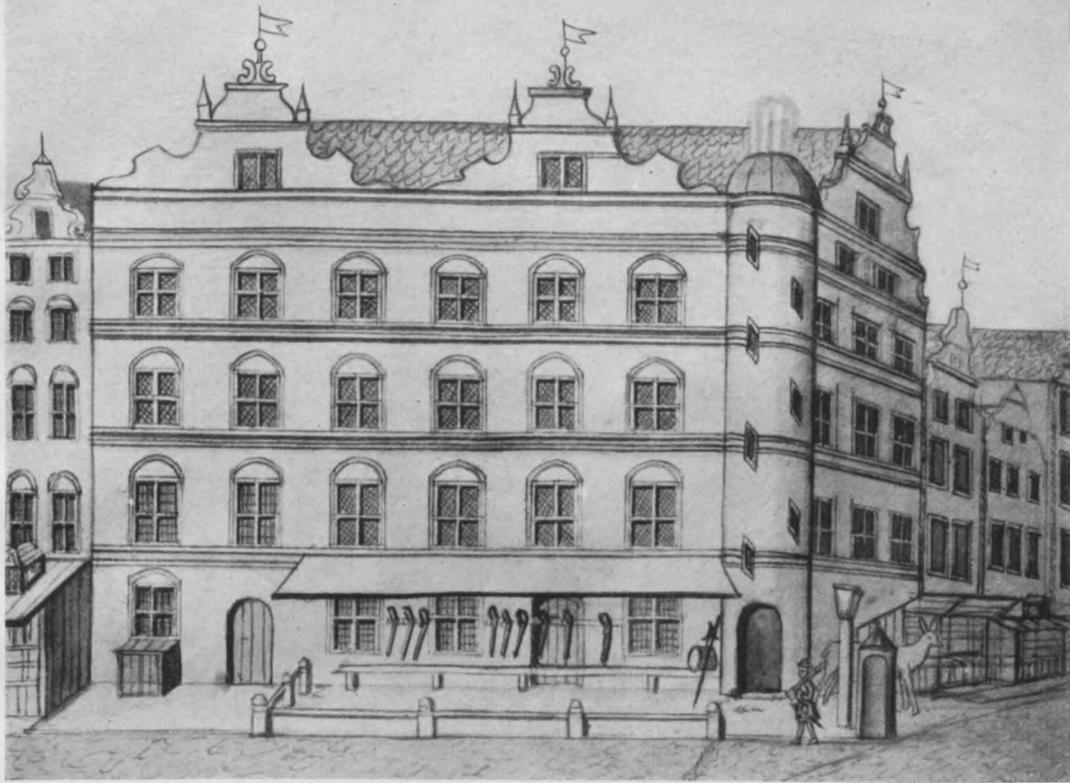


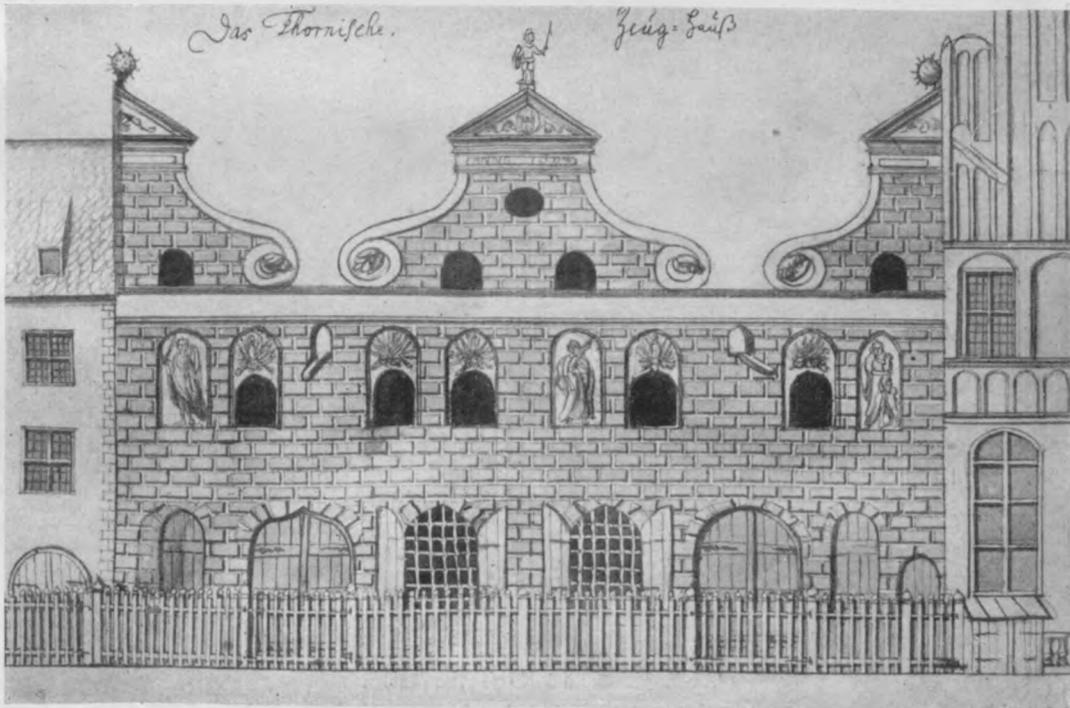
Abb. 27. Der Artushof.

Die Thornische Däubt-Markt.



Das Thornische.

Zeug-Haus



Oben: Abb. 28. Die Hauptwache. Unten: Abb. 29. Das Zeughaus.



Abb. 30. Das Spinn- und Spende-Haus.



Abb. 31. Das Gymnasium.

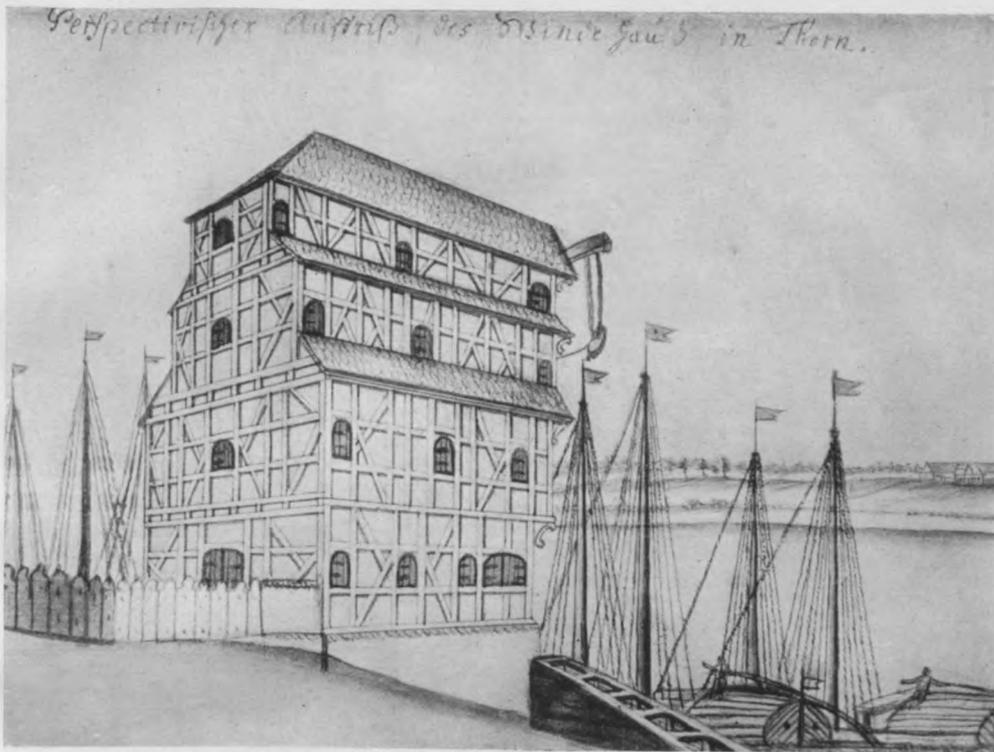
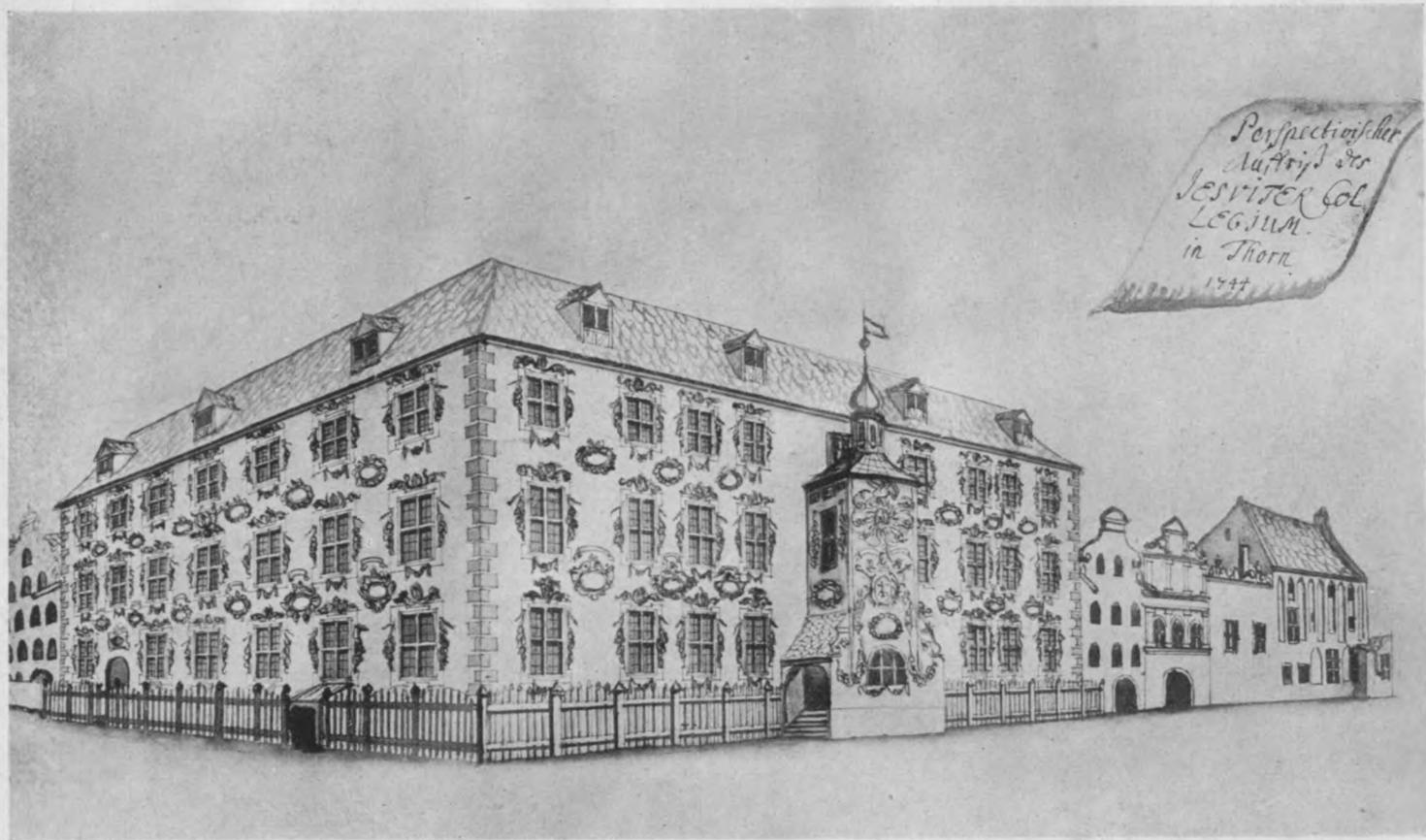


Abb. 32. Die Winde.



Abb. 33. Das Schießhaus.



Perspectivischer
Auffriß des
Jesuiten Col-
legium.
in Thorn.
1747

Abb. 34. Das Jesuitenkollegium.



Abb. 36. Palais Meißner.

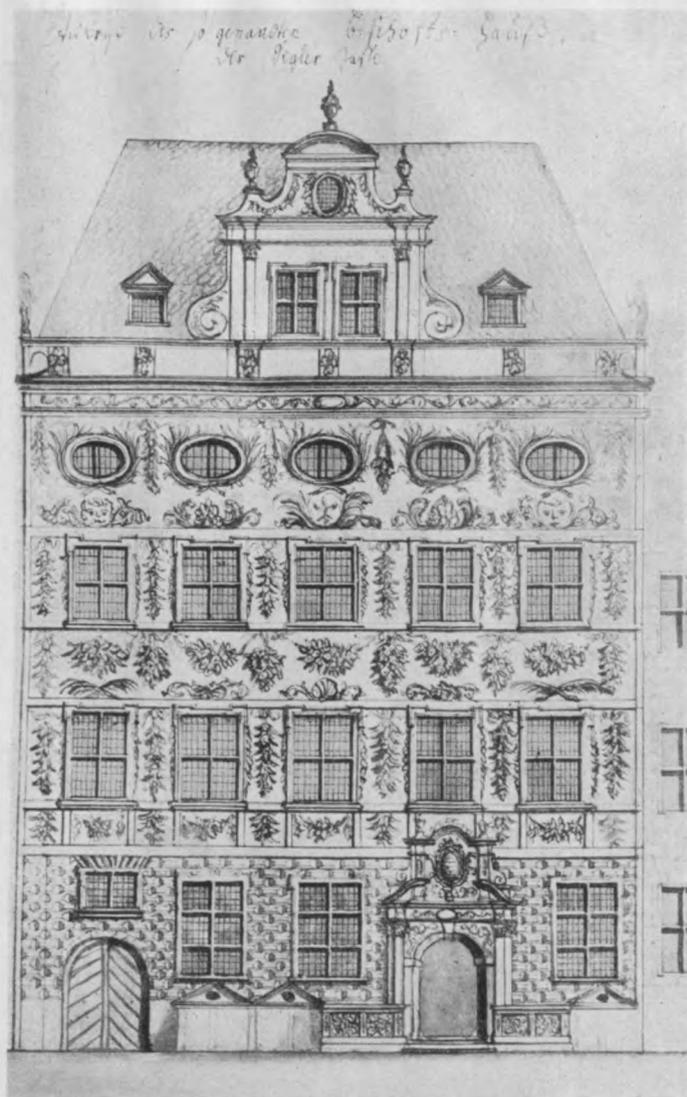


Abb. 35. Das Bischofshaus.

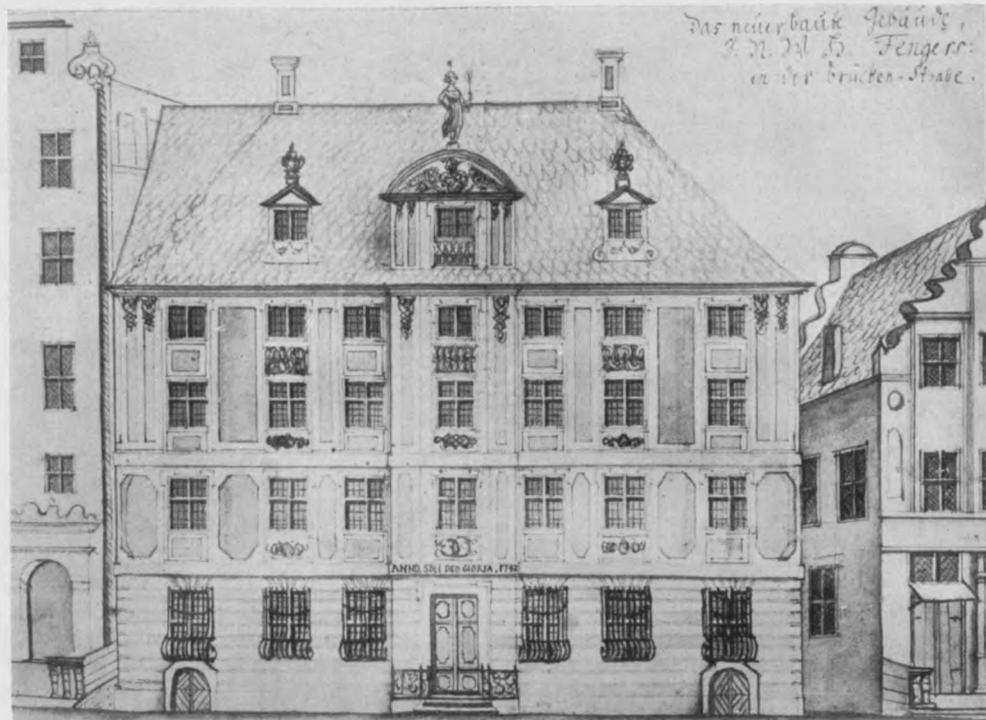


Abb. 37. Haus Fenger in der Brückenstraße.

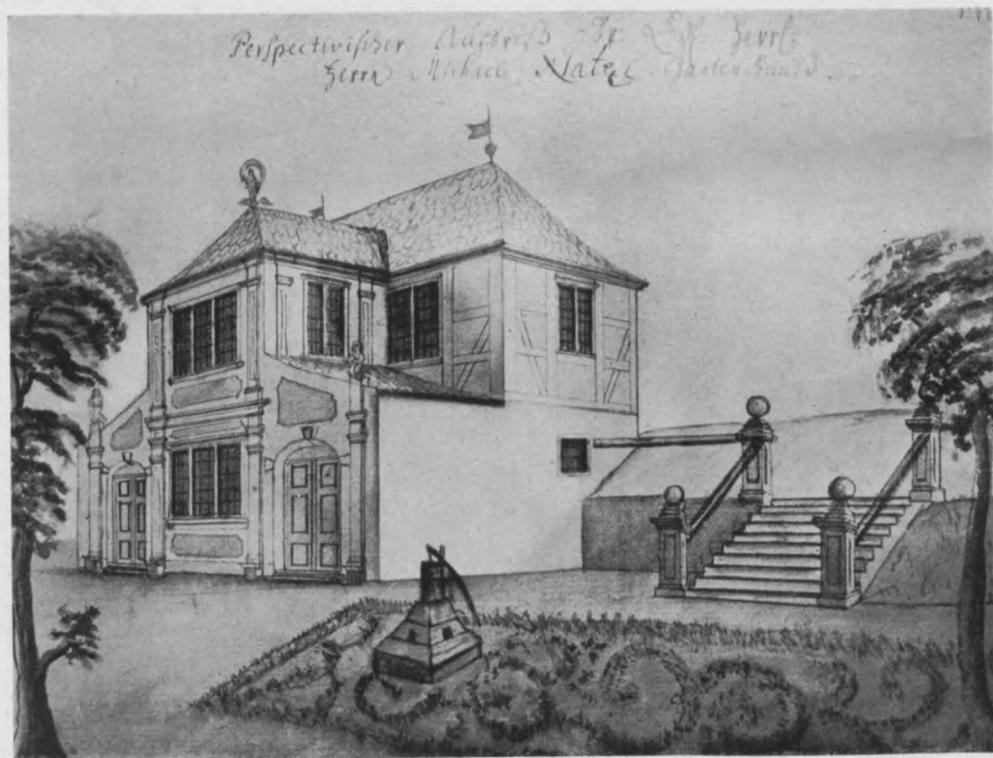


Abb. 38. Gartenhaus Nales.

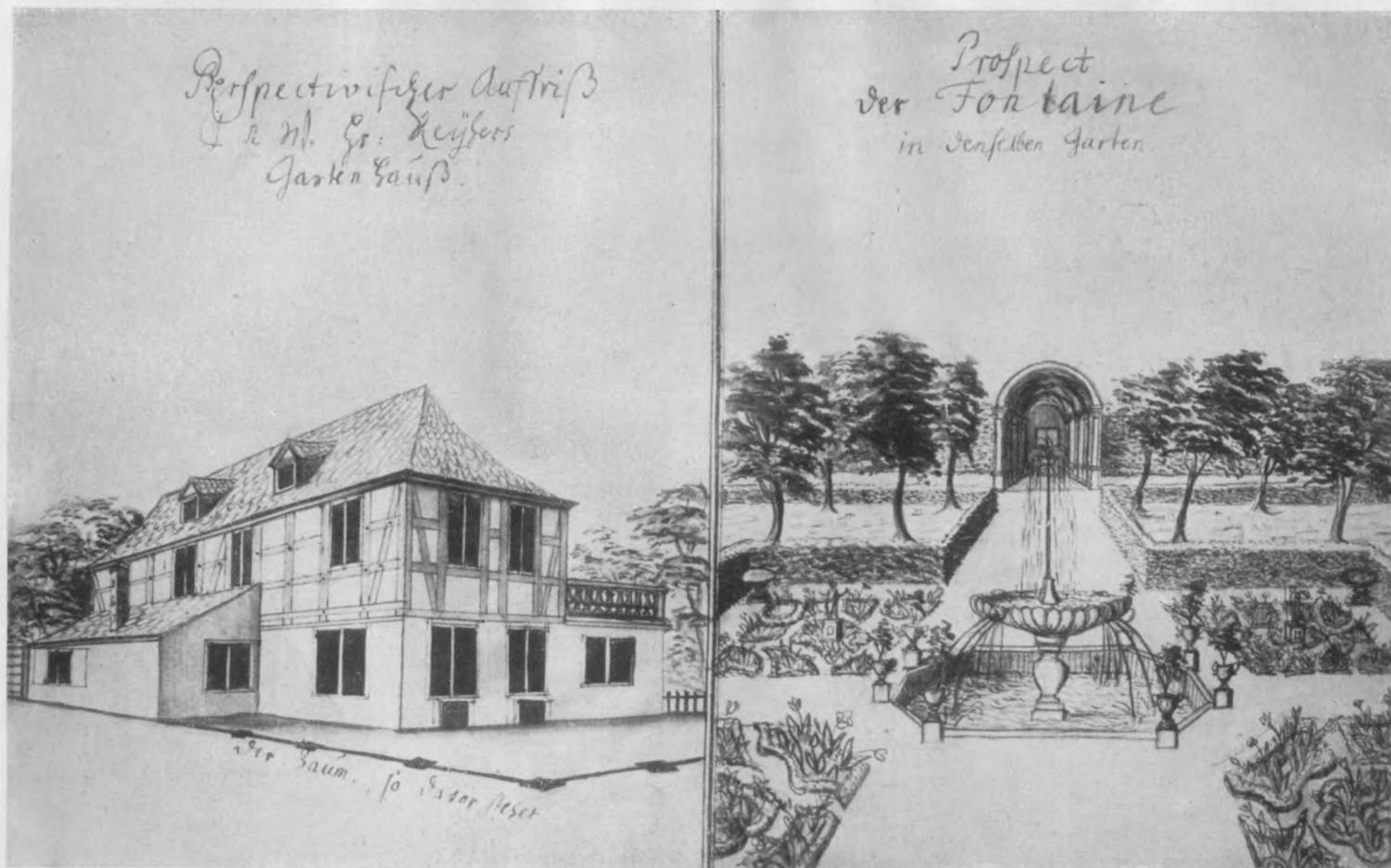


Abb. 39. Gartenhaus Keyfer.

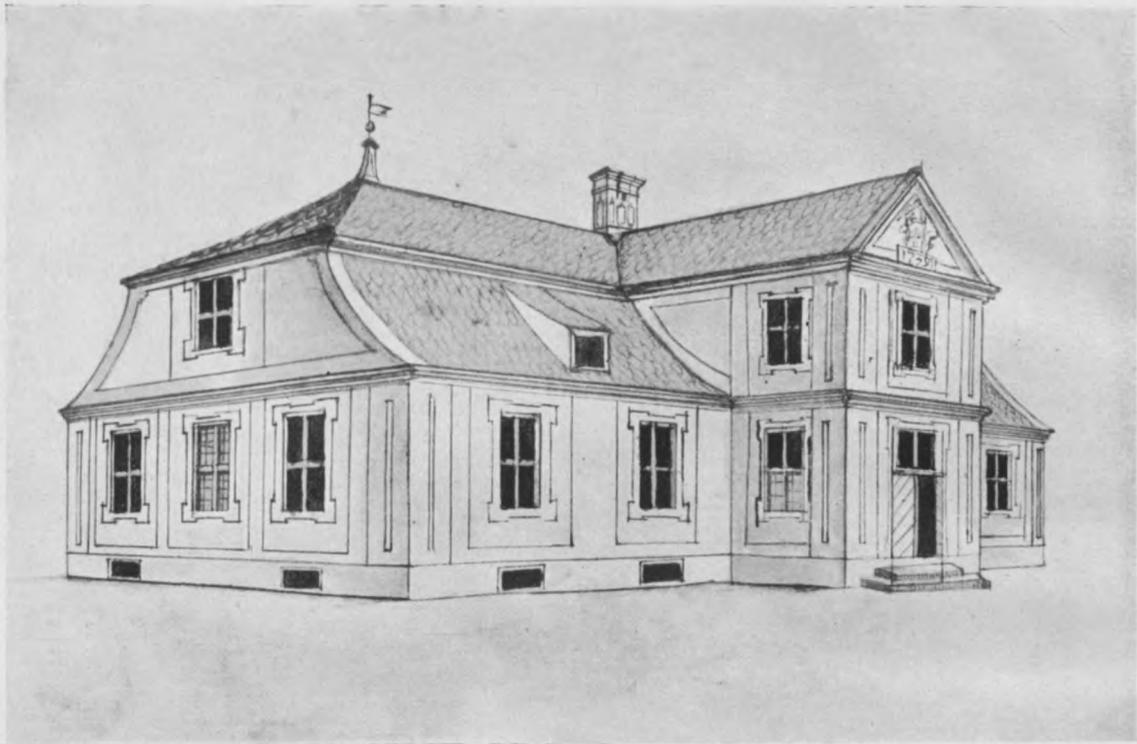


Abb. 40. Hof in Prąszek.



Abb. 41. Barbarfen.

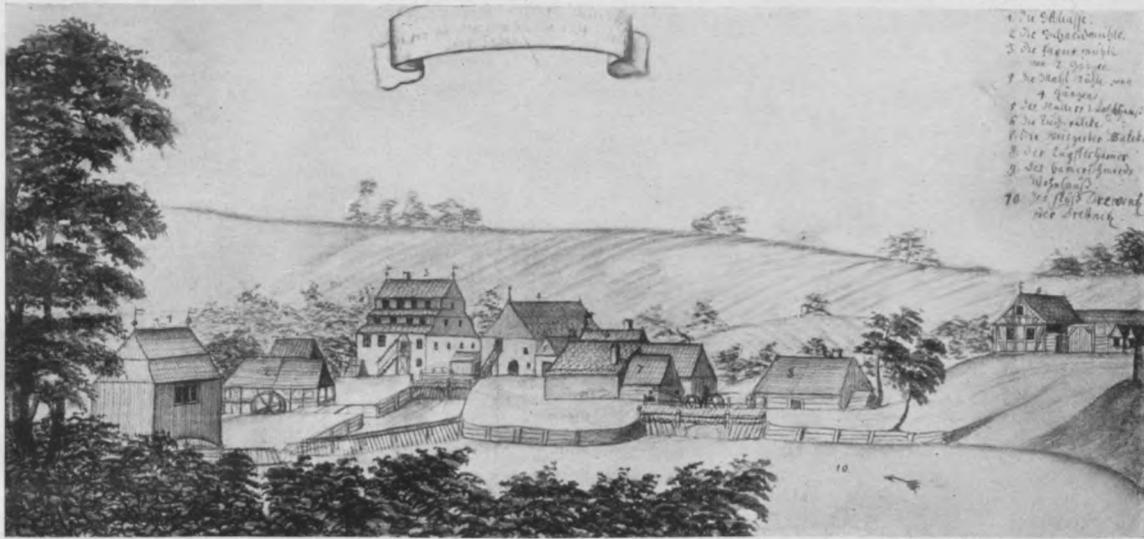


Abb. 42. Leibitzsch.

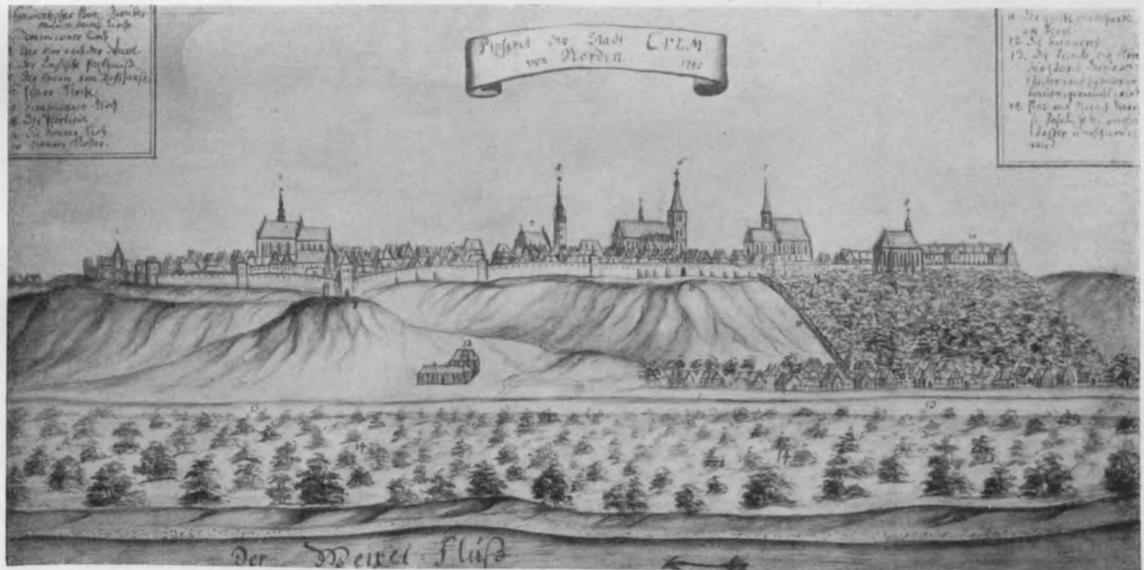


Abb. 43. Kulm.

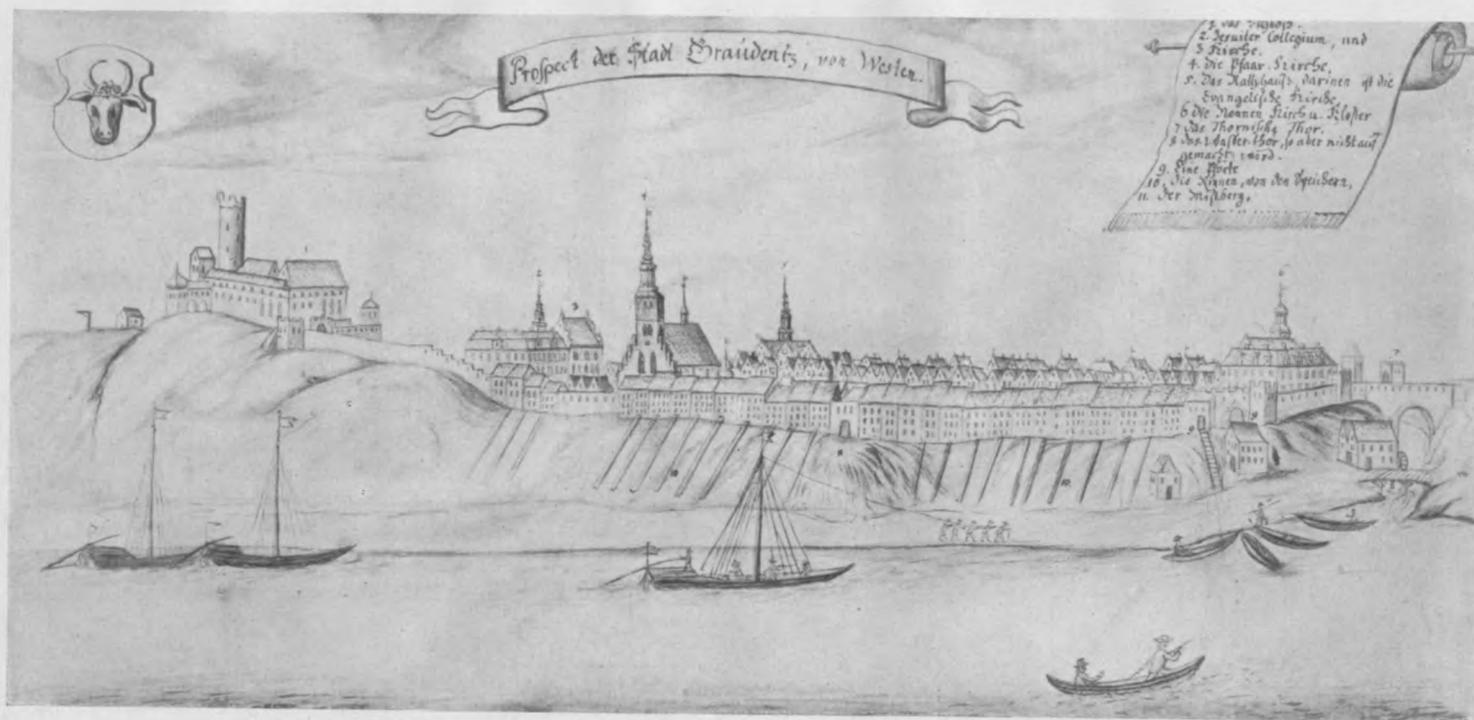


Abb. 44. Braudenz.

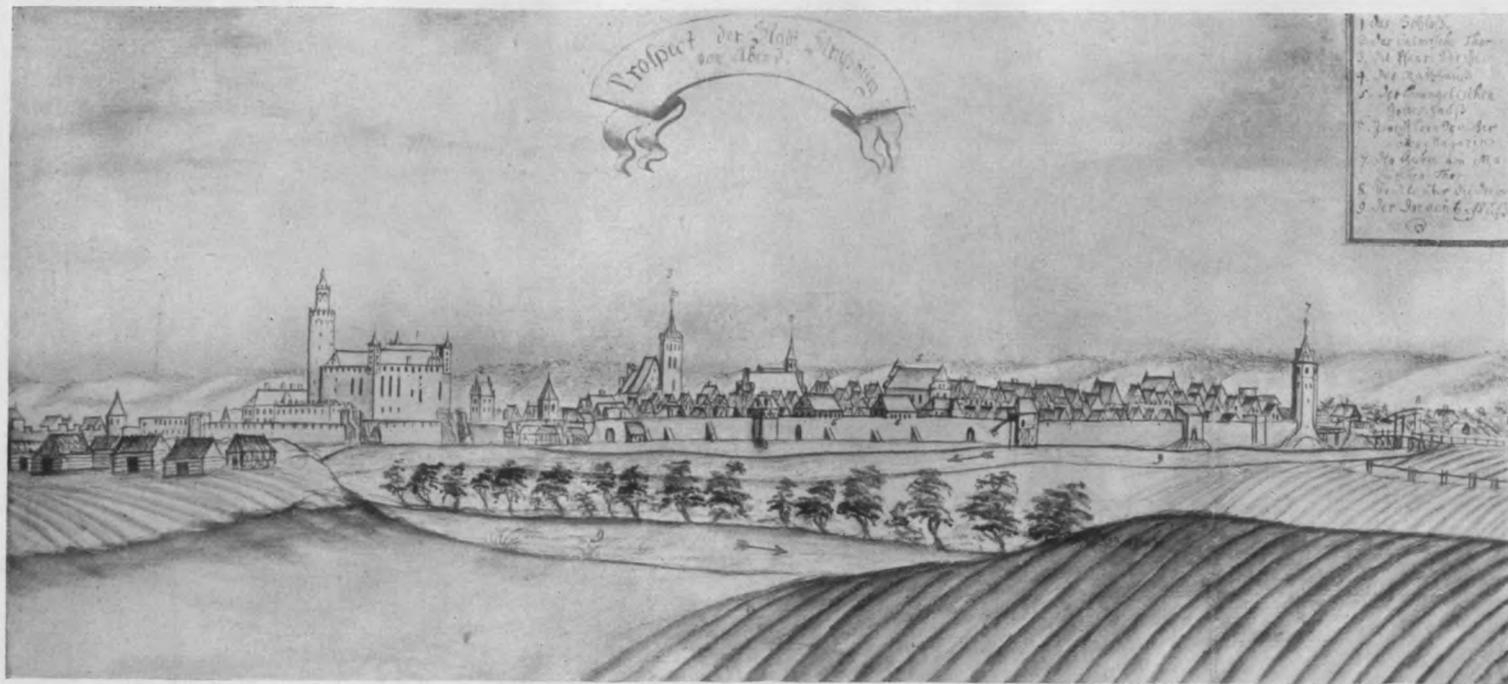


Abb. 45. Strassburg.

BIBLIOTEKA
UNIVERSITETSKA
w TORONTO

J. J. Weber, Leipzig.

Biblioteka Główna UMK



300040556106